DEUTSCHE ARCHITEKTUR

HERAUSGEBER: DEUTSCHE BAUAKADEMIE, BERLIN,
BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN

11

1955



EIT 5 Jahren feiern wir den November als Monat der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft. Das deutsche Volk ist dem Sowjetvolk zu unauslöschlichem Dank verpflichtet. Die sowjetische Armee befreite das deutsche Volk von der Terrorherrschaft des Faschismus. Damit wurde der Weg für eine demokratische Entwicklung Deutschlands eröffnet. Bei der Heilung der schweren Wunden, die das deutsche Volk im Laufe des zweiten imperialistischen Weltkrieges erlitten hat, erwies das Sowjetvolk dem deutschen Volke uneigennützige Hilfe. Seitdem sich die deutsche Arbeiterklasse, die werktätigen Bauern und die Intelligenz in der Deutschen Demokratischen Republik das Ziel gesetzt haben, die Grundlagen des Sozialismus aufzubauen, sind das Sowjetvolk und das deutsche Volk fest verbundene Kameraden geworden. Der Präsident der Deutschen Demokratischen Republik, Wilhelm Pieck, hat das Wort geprägt: „Wir müssen die Sache der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft zu einer Herzenssache des deutschen Volkes machen!"

Im vergangenen Monat wurde durch den Abschluß eines Staatsvertrages zwischen der UdSSR und der DDR eine weitere folgenreiche Entwicklungsetappe der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft eingeleitet, deren Wesen darin besteht, die Grundlage des friedliebenden, demokratischen, unabhängigen Deutschlands zu festigen, die Menschen in Westdeutschland von der Richtigkeit des neuen Weges der Deutschen zu überzeugen, dem deutschen Militarismus einen Damm entgegenzusetzen und die Wiedervereinigung Deutschlands auf demokratischer Grundlage herbeizuführen. Die Deutsch-Sowjetische Freundschaft ist der tiefste und stärkste Ausdruck des Friedenswillens unseres Volkes.

Architekt BDA Richard Linneke

Technischer Direktor des Entwurfsbüros für Typung des Ministeriums für Aufbau

Methodik und Richtlinien für eine einheitliche Typenprojektierung

Im Heft 5/1955 der ‚Deutschen Architektur' hat Staatssekretär *Kosel* in überzeugender Weise dargelegt, daß die angestrebte umfassende Industrialisierung des Bauens, die eine weitgehende Vorfertigung der einzelnen Bauteile voraussetzt, den gesamten Bauvorgang grundlegend verändern wird. Der Bauplatz muß und wird zum Montageplatz werden. Dies bedingt aber auch eine völlige Umstellung der Entwurfsarbeit. Staatssekretär Kosel hat den Grundgedanken dieser neuen Methode des Entwerfens sehr klar in folgendem Satz umrissen: „Der Montage des Hauses aus Bauelementen auf der Baustelle muß die Montage des Entwurfes aus Typenzeichnungen im Büro vorangehen."

Wir wollen und müssen zur Industrialisierung des Bauens kommen. Dazu ist die Typenprojektierung eine unerläßliche Voraussetzung. Die Entwurfstätigkeit muß hier der Entwicklung den Weg aufzeigen, muß den anderen Kräften vom Bau vorangehen. Die Produktionsstätten der Baustoffindustrie wollen von uns Architekten und Ingenieuren wissen, was sie in Massenfertigung nehmen können und sollen. Das bedeutet, daß wir die Zeichnungen für möglichst viele Elemente (Bauteile) – im Endzustand eines Tages für alle an einem Bau benötigten Teile – „auf Lager" haben müssen. Diese Bauelemente müssen aber wiederum so beschaffen sein und solche Abmessungen haben, daß jedes einzelne für möglichst viele Entwürfe bzw. Bauten verwendbar ist. Solche Elemente, die in Katalogen zusammengefaßt werden müssen, können nur in enger Gemeinschaftsarbeit zwischen hochqualifizierten Architekten und Ingenieuren entstehen. Weder darf der Ingenieur zu Lasten einer guten Grundrißbildung usw. die Auswahl der Bauelemente und ihrer Abmessungen zu eng und zu schematisch vorsehen noch darf der Architekt in undisziplinierter Weise nach „Lust und Laune" entwerfen, ohne die zur Verfügung stehenden Bauelemente und ihre Grundmaße soweit irgend möglich zu verwenden. Staatssekretär Kosel sagt mit Recht, daß „jede Notwendigkeit zur Anfertigung von Sonderzeichnungen im Grunde noch vorhandene Schwächen des Typenentwurfes aufzeigt, sofern diese Sonderzeichnungen nicht durch die örtliche Anpassung oder eine inzwischen veränderte Technik erforderlich werden". Staatssekretär Kosel weist in seinem Artikel weiter darauf hin, daß der Weg zur Industrialisierung des gesamten Bauens und damit auch eine Veränderung der Entwurfsmethoden einer zwangsläufigen Gesetzmäßigkeit unterliegt. Wie sehr selbst im Westen unseres Vaterlandes die Fragen der Industrialisierung des Bauens diskutiert werden, zeigt u. a. ein Artikel von Ministerialrat Ulrich Haake, Kiel, unter dessen Leitung in Schleswig-Holstein in den letzten Jahren sehr erfolgreiche Versuche in bezug auf die Durchsetzung der Normung und Typung im Wohnungsbau unternommen worden sind, in einer der letzten Nummern der „Bauwelt". Er geht von der Notwendigkeit der Verbilligung, Beschleunigung und Verbesserung des Wohnungsbaues aus und bemüht sich, den westdeutschen Kollegen auseinanderzusetzen, daß und wie zur stärkeren Typung übergegangen werden muß. Sehr interessant ist es, daß er in bezug auf die Architekten sagt: „Die Beschränkung auf wenige Lösungen ändert allerdings die Entwurfstätigkeit der Architekten, soweit sie auch bei der tausendsten Wiederholung der gleichen Aufgabe durch Wechsel der Grundrißidee, der Baustoffe und der Außengestaltung Abwechslungen brachten, damit aber der rationellen Herstellung von Wohnungen hinderlich waren."

Er setzt dann auseinander, daß auch bei der weitergehenden Typung dem Architekten viele interessante Aufgaben verbleiben und vertritt die Notwendigkeit der engen Zusammenarbeit von Architekten mit Ingenieuren der verschiedenen Fachrichtungen, ohne die sich einwandfreie Lösungen nach seiner Auffassung nicht schaffen lassen. In seinen weiteren Ausführungen sagt Haake, daß es notwendig ist, einfache Grundrisse zu schaffen, die die Verwendung gleicher, wiederkehrender Bauteile und Einrichtungen gestatten, um die rationelle Fertigung der verwendeten Einzelteile möglich zu machen. Es wird auch notwendig sein, sich mit der Zubehörindustrie abzustimmen, die zu rationeller Fertigung ihrer Zulieferteile veranlaßt werden muß. Aus den weiteren Ausführungen von Haake sei der folgende Abschnitt wiedergegeben:

„Wie weit die Ausführung solcher Bauten noch in traditioneller Ausführung möglich ist, muß die Untersuchung zeigen. Wahrscheinlich ergibt sich als zweckmäßigste Lösung die Verwendung großformatiger Wand- und Dachelemente, die mit allen erforderlichen Einbauteilen und Oberflächenbehandlungen schon in der Fabrik versehen sind und sich rasch, auch bei nasser und kalter Witterung, aufstellen und anbringen lassen.

Mit der Verwendung großformatiger Elemente zum Teil hohen Gewichts sind seit Kriegsende viele wertvolle Erfahrungen gesammelt worden. Hohe Maßgenauigkeit der sorg-

fältig hergestellten Teile ist Voraussetzung für ihre Verwendung. Sie ist, wie die Erfahrung zeigt, zu erreichen, um so leichter je dauerhafter und solider Formen, Lehren und Vorrichtungen hergestellt werden können – also Investitionskosten aufgewendet werden können, die sich nur bei großer Serie lohnen.

Ziel der Fertigung muß sein, zu möglichst weitgehend automatisierten Herstellungsweisen zu kommen. In heizbaren Hallen ist die Fertigung auch während des Winters möglich; die Erhärtung von Beton kann in Härtekammern auf Stunden abgekürzt werden.

Wichtig ist, die Zahl der erforderlichen Elemente zu beschränken, um Fabrikation, Transport und Montage zu vereinfachen. Erstrebt werden muß, Innen- und Außenputzarbeiten nach Möglichkeit einzusparen, um den Einsatz von Spezialkräften zu verringern und die Durchfeuchtung der Wände und Decken zu vermeiden.

Die Beschränkung der Baustellenarbeit auf Montage von Elementen nach Herstellung der Fundamente oder Keller bietet die Möglichkeit, auch die Ausbau- und Nebenteile weitgehender Vorfertigung zu unterziehen. Auch sie sollten nur montiert werden."

Schließlich weist Haake mit Recht darauf hin, daß die Voraussetzung für Maßnahmen großzügiger Wohnungsfabrikation allerdings die Schaffung einer Absatzorganisation ist, die sicherstellt, daß die Fabrikation unter voller Ausnutzung ihrer Ausrüstung ohne Unterbrechung arbeiten kann.

Solche Gedankengänge, wie sie hier von Ulrich Haake geäußert werden, sind in Westdeutschland wiederholt entwickelt worden, z. B. schon vor mehr als 30 Jahren von dem damaligen Berliner Stadtbaurat Martin Wagner. Ein durchgreifender Erfolg konnte jedoch innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in dieser Richtung nicht erzielt werden, wo hingegen in der bei uns vorhandenen Planwirtschaft alle entsprechenden Möglichkeiten gegeben sind.

Wenn nun dem richtigen Grundsatz, daß die Entwürfe im Büro aus Typenzeichnungen montiert werden müssen, entsprochen werden soll, bedingt das vor allem die Aufgabe der bisherigen Übung, daß die Bauzeichnungen den Endzustand eines Baues zeigen, und man wird statt dessen künftig den jeweiligen Montagevorgang darstellen, wie wir dies übrigens z. T. auch schon bisher handhaben, z. B. bei den Balkenlagen usw. Hieraus ergibt sich, daß sich die Entwerfenden – im Gegensatz zu der bisherigen Arbeitsweise – über die Fertigungs- und Montagevorgänge für den gesamten Bau von vornherein Klarheit verschaffen müssen. Die rein konstruktiven und funktionellen Gedanken des Entwerfenden müssen mit den zur Verfügung stehenden Elementen und mit den Montageverfahren abgestimmt werden, und manche „Klügeleien" müssen zugunsten einer rationellen Fertigung zurücktreten. Natürlich ist auch hier die Wechselwirkung von Bedeutung.

Abbildung 1

Damit gleichen wir die bautechnische Projektierung den Erfahrungen derjenigen Industrien an, deren Fertigung bereits eine höhere Stufe erreicht hat und die sich der modernsten Methoden des Takt- und Fließverfahrens usw. bedienen. Dies bedingt, wie Staatssekretär Kosel dargelegt hat, die Trennung der Zeichnungen in *Leitzeichnungen* für das Entwurfsbüro, die die richtige Auswahl der zu verwendenden Bauelemente ermöglichen, und in *Werkstattzeichnungen* und *Montagezeichnungen*. Jede Art dieser Zeichnungen enthält jeweils nur das, was im Hinblick auf ihren Verwendungszweck unbedingt erforderlich ist. Zum Beispiel enthält eine Montagezeichnung nur die für die Montage (Verlegung) der Bauteile notwendigen Maße – Abstände usw. – nicht aber die Maße der Teile selber. Schon gar nicht etwa, wie dies immer noch wieder gefordert wird, die statischen Berechnungen u. dgl. für die einzubauenden Elemente. Diese Angaben befinden sich nur bei dem Hersteller der Elemente (in den Werkstattzeichnungen angegeben), wenn nicht sogar nur in dem Büro, das die Elemente entwickelt hat. Auf dem Montageplan erscheint nur die Stückliste der zu verlegenden oder zu montierenden Teile, gegebenenfalls mit den notwendigen Knotenpunkten (Verbindungsstellen). Selbst für die am Bau noch herzustellenden Teile, wofür Detailzeichnungen mitzugeben sind, wie z. B. für einen besonderen Unterzug in

HAUPTANSICHT

Person. Verwalt. | Ärztl. Abteilung Labor

OBERGESCHOSS

1. Hilfe Gemeindeschwester Anmeldg. | Zahnarztabteilung Elektrotherapie Röntgen

ERDGESCHOSS

Hauptgang

Lagerkeller | Heizung Kohlen

KELLER

Allgemeine Angaben

1. Einzugsbereich: 6000-7500 Einw.
2. tägl. Besucherzahl: 120 Patienten
3. Personal: 4 Ärzte
   1 Zahntechniker
   12 Schwestern
   3 Verwaltungs- u. Hilfspersonal
4. Geschoßanzahl: 2
5. Geschoßhöhen: Keller 2500 (Heizkeller 3000) Erdgeschoß 3500 Obergeschoß 3500
6. Umbauter Raum: 3166 m^3
7. Bebaute Fläche: 305 m^2
8. Nutzfläche: 515 m^2
9. Bausumme nach Festpreiskatalog: 270.000,- DM

Einzelangaben für den umbauten Raum

1. je Arztplatz = 792 m^3
2. je Einwohner des Einzugsbereichs im Mittel 0,44 m^3
3. je Patient 26,4 m^3
4. je 1 m Frontlänge = 13,5 m^3
5. Baukosten = 85,- DM/m^3
6. Nadelschnittholz -- m^3/m^3
7. Ziegelsteine 38 Stck/m^3
8. Zement 0,012 to/m^3
9. Walzstahl 0,0024 to/m^3
10. Z-Bauelemente 5,24DM/m^3
11. Betonfertigteile 0,067 to/m^3

Bedarf an Hauptbaustoffen

1. Nadelschnittholz 1,5 m^3
2. Ziegelsteine (1000 Stck.) 120
3. Zement 37 to
4. Walzstahl 7,75 to
   darunter feiner Stabstahl 7,75 to
5. Z-Bauelemente (in 1000 DM)
   a) Fenster u. Türen 16,6 TDM
   b) Dachkonstruktionen -- "
   c) Sparbalken -- "
6. Betonfertigteile
   a) Deckenkonstr. 138,3 to
   b) Dachkonstr. 45,7 to
   c) Treppenteile 4,- to
   d) Fenster- u. Türstürze 25,- to

Bauweise

1. Handmontage
2. Höchstgewicht des schwersten Bauelementes = 175 kg

Konstruktion des Gebäudes

1. Bodenbelastung angenommen 2,5 kg/cm^2
2. Fundamente: Stampfbeton
3. Wände: Vollziegel MZ
4. Decken: DIN-F-Decke 1956
5. Stürze: Werknorm 1956, vorgefert.
6. Zwischenwände: Langlochziegel LLZ
7. Treppen: vorgefertigte Einzelstufen
8. Fußböden: Bunabelag fugenlos, in den Naßräumen Fliesen, Keller Zementestrich, Eingangshalle Terrazzoplatten
9. Dachkonstruktion: Stahlbetonfertigteile
10. Dachhaut: Falzziegel
11. Fassaden: Kalkputz
12. Hauptgesims: vorgefertigte Betonteile

Ausstattung des Gebäudes

1. Warmwasserheizung
2. Wasserleitung
3. Warmwasserversorgung
4. Kanalisation
5. Gasinstallation: Propangas
6. Elektroinstallation:
   Schwachstrom
   Beleuchtung
   Starkstrom
   Fernsprechanlage
   Radio
7. Röntgenanlage für Diagnostik
8. Blitzschutzanlage

Sonstige Angaben

1. Für die im Bedarfsfalle anzubauende Kinderstation (für 1 Kinderarzt) ist durch das Institut für Typung das Typenprojekt Nr. 633.32 ausgearbeitet worden.
   Durch den Anbau der Kinderstation erhöht sich die tägliche Patientenzahl um ca. 35, das Personal um 1 Arzt und 2 Schwestern.
2. Das Gebäude ohne Anbau ist auch als Betriebsambulatorium für 3000 - 4000 Beschäftigte zu verwenden.

Berlin, 30. Mai 1955.
Institut für Typung: ....
Kontrolle: ....

TYP 633.31 | TYPENKARTEIBLATT | BLATT 1

Abbildung 2

Ortbeton, werden die notwendigen Eisen, Bügel usw. laut Stückliste angeliefert, und auch hierfür sind statische Angaben usw. im Montageplan entbehrlich. Die Verantwortung für die richtige Bemessung trägt der Konstrukteur bzw. der Hersteller der Bauelemente, ebenso wie der Durchführende der Montage für seine Arbeit verantwortlich ist.

Durch diese straffe Trennung der Zeichnungen für einen Bau in Werkstatt- und Montagezeichnungen wird die Bauausführung auf die Anwendung des Prinzips der Industrialisierung gedrängt, der Arbeitsablauf wird auf die Trennung der mit rationellsten Mitteln im stationären Herstellerbetrieb möglichen Vorfertigung von der Montage am Bau, hingelenkt. Dadurch wird die „Handwerkelei" beim Bauen überwunden. Selbstverständlich kann dieser Zustand erst

TYP 633.31 | ÜBERSICHTSBLATT | BLATT 2

Abbildung 3

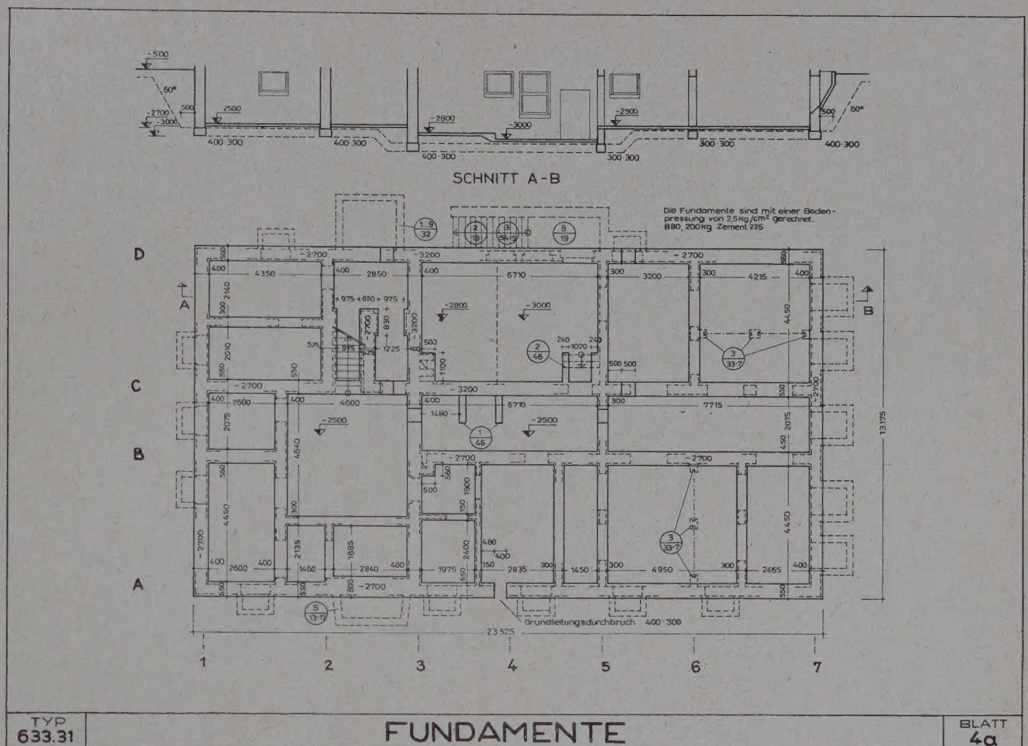


Abbildung 4

erreicht werden, wenn die entsprechenden, vom Entwurf und von den Baustoffwerken gemeinsam entwickelten Bauelemente für die praktische Anwendung auf der Baustelle kurzfristig und in den benötigten Mengen überall auch wirklich greifbar sind, d. h. auch ohne übertrieben kostspielige Transporte. Sobald der Entwurf die notwendigen Voraussetzungen geschaffen hat, wird sich die Baustoffindustrie der Lösung dieser Aufgabe mit Energie zuwenden müssen. Zur Festlegung der neuen Methode der Typenprojektierung und ihrer einheitlichen Anwendung in allen beteiligten Büros hat auf Veranlassung des Ministeriums für Aufbau eine Kommission ,,Richtlinien für eine einheitliche Typenprojektierung" ausgearbeitet, die in einem dreitägigen Lehrgang mit den gesamten Entwurfsbüros, der Deutschen Bauakademie

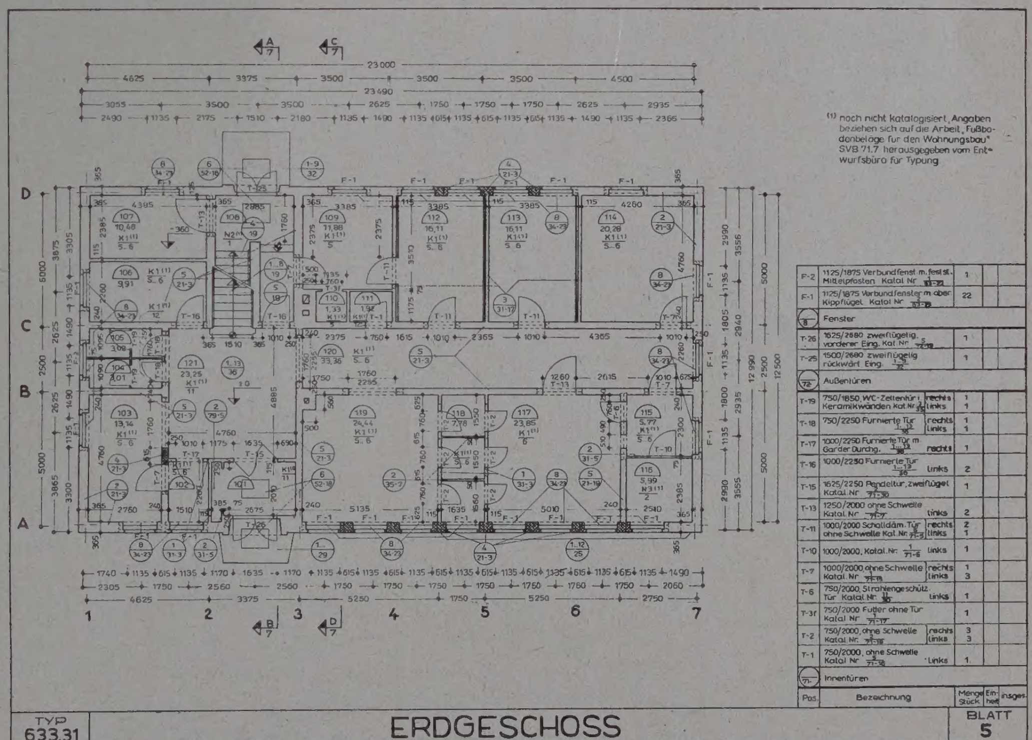


Abbildung 5

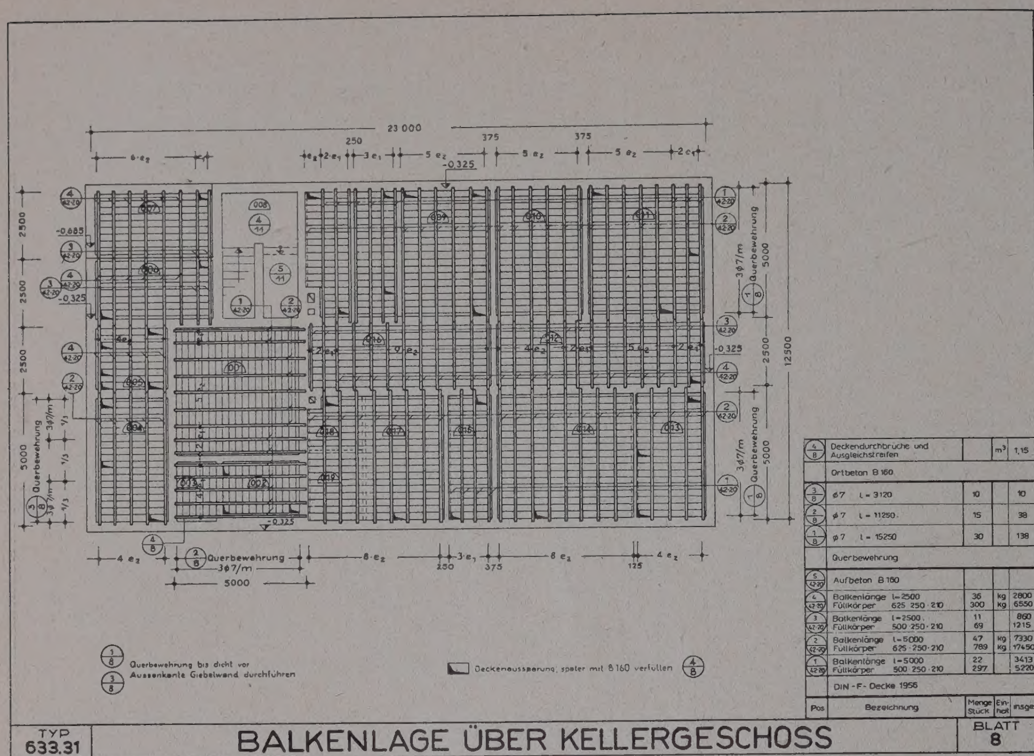


Abbildung 6

usw. eingehend beraten wurden. Diese ,,Richtlinien" in Verbindung mit einer Ordnung über die Ausarbeitung, Bestätigung und Anwendung von Typen sowie einem Plan der Typenprojektierung für einige Jahre werden zweifellos der gesamten Typenausarbeitung und Anwendung einen gewaltigen Auftrieb geben und dazu beitragen, daß ein umfassendes und einheitliches Typenwerk für die Deutsche Demokratische Republik entsteht. Dazu wird es der angespannten Arbeit aller Entwurfsbüros bedürfen, denn es handelt sich nicht nur um die Ausarbeitung von Typen für einzelne Bauten, sondern für ganze Komplexe und Serien mit größtmöglicher Austauschbarkeit der einzelnen Elemente und um Varianten für verschiedene Landschaftsgebiete.

In den ,,Richtlinien" sind die hauptsächlichsten Arbeitsgrundlagen für eine einheitliche Typenprojektierung nebst Festlegung des Umfanges der Typenentwürfe gegeben. Darin wird u. a. festgelegt, daß künftig alle Maße in Millimetern einzuschreiben sind, was im Hinblick auf völlige Klarheit der Zeichnungen und auf die Notwendigkeit der Festlegung von Toleranzen im Montagebau sehr wichtig ist. Selbstverständlich können in Bebauungsplänen u. dgl. die Angaben in Metern eingeschrieben werden. In solchen Fällen bedarf es jedoch des Zusatzes m zu der Zahlenangabe. Gegen diese Festlegung sind in den Diskussionen eine Reihe von Einwänden erhoben worden, die aber nicht stichhaltig erscheinen.

Die wichstigste Grundlage für die Erarbeitung von Typenentwürfen stellt neben dem System einer einheitlichen Klassifizierung aller Typenentwürfe (nach der D. K.), die sich in der Ausarbeitung befindet und die auch das bisherige Sachwortverzeichnis Bau (SVB) mit einschließen wird, die zweckentsprechende Markierung der Zeichnungen dar.

Die Markierung der Bauelemente und Knotenpunkte auf den Zeichnungen wird nach einem Indexsystem vorgenommen, das Typenbauelemente und ihre Bestandteile sowie Knotenpunkte in der Bezeichnung (Markierung) voneinander unterscheidet. Dadurch sollen unmißverständliche Hinweise auf Elemente, Knotenpunkte usw., die in anderen Zeichnungen des gleichen Typenprojektes, in Katalogen, in Wiederverwendungszeichnungen und an anderen Stellen aufgezeichnet sind, gegeben werden. Die Markierung ist dementsprechend von großer Wichtigkeit, sie muß einheitlich und klar sein und muß jedem in der Typenprojektierung tätigen Mitarbeiter zur Routine werden. Die richtige Anwendung der Markierung muß für jeden Typenentwurf vorher genau überlegt werden, weil davon einerseits die Übersichtlichkeit der Zeichnungen abhängt, wie die weiteren Bilder zeigen, andererseits aber der reibungslose Ablauf sowohl der Entwurfsarbeit als auch der späteren Bauausführung davon wesentlich beeinflußt wird.

Abbildung 1 – Markierung – zeigt in der ersten Spalte den Hinweis auf gültige bzw. dem Entwurf zugrunde gelegte DIN- oder TGL-Blätter. Die zweite Spalte zeigt die Markierung von Details bzw. Elementen aus der Sammlung typisierter Bauelemente (Katalog). Der einfache Kreis (6 bis 8 mm im Durchmesser) bedeutet jeweils: ,,Hinweis auf" . . . Der doppelte Kreis (8 bis 10 mm im Durchmesser) besagt, daß an der Stelle, wo sich dieser Kreis befindet und die Nummer eines Details einschließt, dieses Detail im Original,

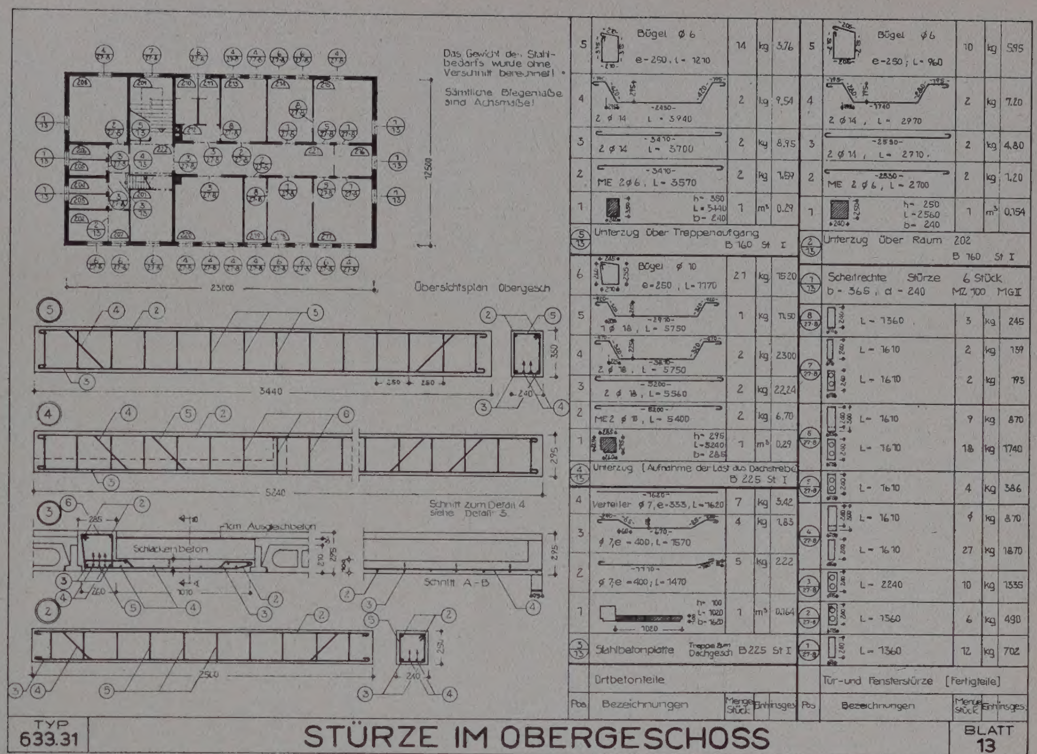


Abbildung 7

d. h. erstmalig bzw. endgültig vorkommt. In der dritten Reihe der Spalte 2 bedeutet die Markierung, daß es sich um ein Element oder Detail Nr. 2 auf dem Blatt Nr. 16 des Kataloges 14 handelt. (Die weiteren Zahlen der Dezimalklassifikation, die eigentlich noch vor der Katalogzahl 14 stehen würden, sind der Einfachheit wegen fortgelassen.) In der dritten Spalte wird in der dritten Reihe der Hinweis auf ein Detail oder ein Element wiedergegeben, das im Typenentwurf selber enthalten ist, nämlich in diesem Falle als Detail 2 auf Blatt 16. In Spalte 4 sind schließlich die Hinweise auf andere Typenentwürfe oder auf die Sammlung wiederverwendungsfähiger Entwürfe dargestellt.

Außerdem ist in Abbildung 1 das Muster einer Stückliste gegeben, die, wie dies auch im Maschinenbau usw. gehandhabt wird, von unten nach oben ausgeschrieben wird. Dadurch ist ohne weiteres die Möglichkeit gegeben, die Stückliste zu ergänzen.

In Abbildung 2 ist ein Typenkarteiblatt, und zwar für ein als Typenentwurf ausgearbeitetes Landambulatorium wiedergegeben, das den Plan- und Investträgern und den Entwurfsbüros das Aussuchen des jeweils für eine bestimmte Bauabsicht in Frage kommenden Typenentwurfes ermöglicht und gleich die einzuplanenden Materialmengen, Kosten usw. enthält. Das Karteiblatt bietet die Grundlage für die Aufstellung von Entwurfsnormen und technisch-wirtschaftlichen Kennziffern bzw. enthält solche bereits verbindlich festgelegten Werte.

Abbildung 3 zeigt für das Landambulatorium ein Übersichtsblatt mit den drei Hauptgrundrissen, in denen der Möblierungsplan und die Raumnummern nebst Raumbezeichnung enthalten sind, sowie mit zwei Lageplanvarianten. (Haupteingang an der Längsfront oder am Giebel und Anbaumöglichkeit für eine Kinderstation.)

Die Abbildung 4 enthält den Fundamentplan des Landambulatoriums, bezogen auf eine Bodenpressung von 2,5 kg/cm². Auf Grund der eingegangenen Vorschläge werden in den Typenentwürfen künftig außerdem die zu übertragenden Lasten U. K. Kellerdecke und U. K. Kellerfußboden angegeben, um die Anordnung der gemäß dem vorhandenen Baugrund notwendigen Fundamente ohne weiteres zu ermöglichen.

In Abbildung 5 wird der Erdgeschoßgrundriß des Landambulatoriums dargestellt (Montagezeichnung), während Abbildung 6 die Montagezeichnung für die Balkenlage über dem Kellergeschoß zeigt. Die Balken sind nach dem Katalog bestimmt (siehe auch die Stückliste auf der Zeichnung).

Abbildung 7 enthält die Montagezeichnung für die Stürze im Obergeschoß. Die Normalstürze sind vorgefertigt und laut Katalog bestimmt, während die weiteren Stürze und Podestplatten usw. örtlich hergestellt werden. Für letztere werden jedoch die Eisen, Bügel usw. ebenfalls lt. Stückliste angeliefert.

Schließlich zeigte Abbildung 8 die Montagezeichnung und Abbildung 9 die Werkstattzeichnung für die Massivtreppen des Landambulatoriums.

Aus den gezeigten Abbildungen dürften die Grundgedanken, die den Richtlinien für die neue Art der Typenprojektierung zugrunde liegen, im großen und ganzen hervorgehen. Naturgemäß werden sich bei der breiten Anwendung der Richtlinien noch eine Reihe von Erfahrungen ergeben, die zu

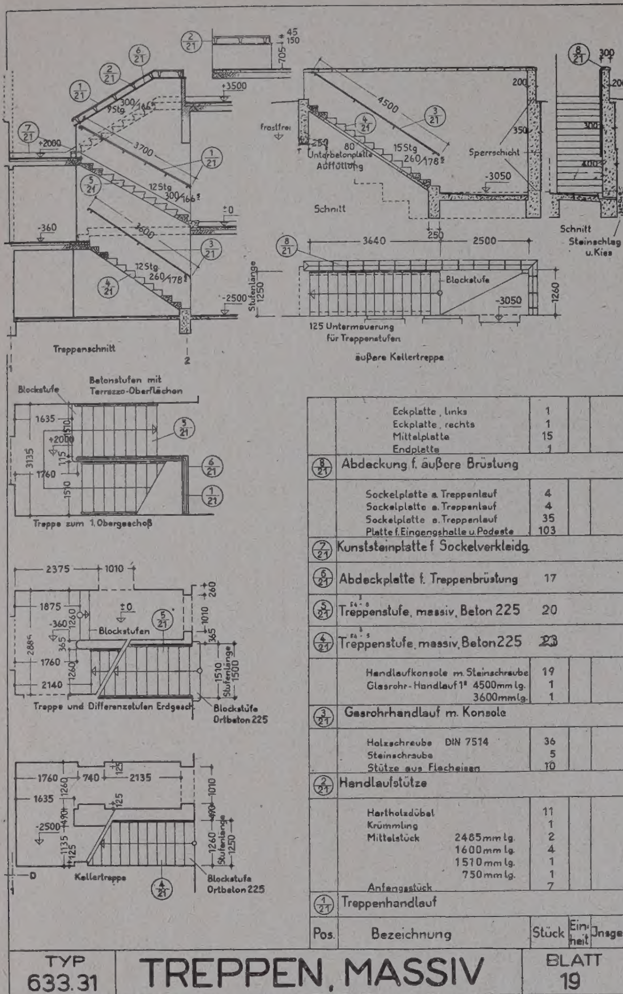


Abbildung 8

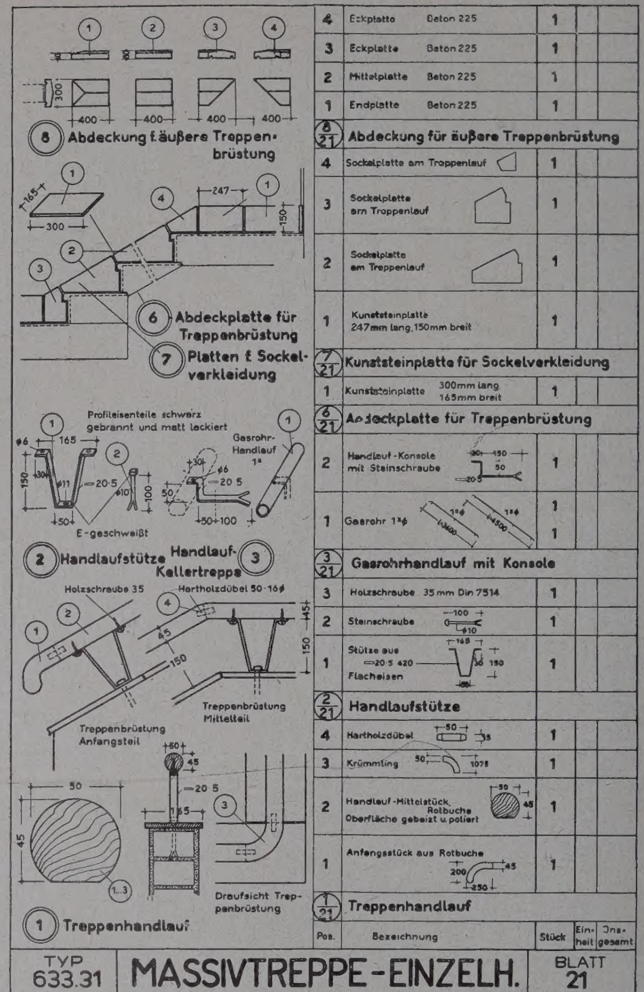


Abbildung 9

laufender Verbesserung der Methoden führen. Man wird vor allem auf eine gute Übersichtlichkeit aller Zeichnungen zu achten haben. Außerdem wird noch geprüft werden müssen, ob das bisher gewählte Format DIN A 3 für alle Zeichnungen das richtige ist. Bei der Behandlung dieser Fragen wird man aber daran denken müssen, daß es sehr wesentlich ist, möglichst gleichformatige Typenmappen zu haben, und daß es bei sinnvoller Zerlegung der Zeichnungen nach den entsprechenden Arbeits- (Montage-) Vorgängen am Bau sehr wohl möglich erscheint, mit einem solchen Format auszukommen.

In den Richtlinien finden sich auch nähere Ausführungen über die Anwendung von Typenentwürfen bei der Zusammenstellung von Vorprojekten und Projekten auf der Grundlage der im Gesetzblatt Teil I, Nr. 10, vom 14. 2. 1955 enthaltenen Anforderungen. Es zeigt sich, daß bei der Verwendung von Typenunterlagen die Vorentwürfe und Entwürfe unter Berücksichtigung der örtlichen Anpassung in sehr viel kürzerer Zeit zusammengestellt werden können als bisher und das zum Teil mit Hilfe von weniger qualifizierten Mitarbeitern. Dadurch können wertvolle Kräfte für weitere schöpferische Arbeit an neuen Aufgaben, vor allem auch an solchen der Forschung und Entwicklung frei gemacht werden.

So wird die neue Methode des Entwerfens den schöpferischen Architekten und Ingenieur nicht nur nicht „arbeitslos" machen, wie da und dort befürchtet wird, sondern sie wird ihm gewaltige neue Aufgaben stellen. Diese werden nicht nur in der Entwicklung der vielen notwendigen Typenprojekte liegen, die ja gerade erst beginnt und noch eine Fülle von funktionellen, konstruktiven und gestalterischen Möglichkeiten in sich birgt, sondern werden sich bei der örtlichen „Anpassung", vor allem in städtebaulicher Hinsicht ergeben. Außerdem schreitet die Entwicklung vorwärts, neue Typenentwürfe entsprechend den veränderten Bedürfnissen und Möglichkeiten der Gesellschaft und des technischen Fortschrittes werden notwendig, überholte Entwürfe müssen neu bearbeitet werden usw. Der schöpferischen Initiative bleibt weitester Spielraum, wenn auch das hauptsächlichste Bauelement nicht mehr wie bisher der kleine Ziegelstein darstellt, sondern der größere Bauteil, der Großblock, die Deckenplatte usw. Dadurch wird zweifellos die Gestaltung der künftigen Bauten beeinflußt, und es wird die vor uns stehende Aufgabe sein, mit den neuen Mitteln genauso schöne Bauten zu erstellen, wie sie uns die deutsche Vergangenheit hinterlassen hat.

Architekt BDA Werner Prendel

Meisterwerkstatt Professor Richard Paulick

Zur Typenprojektierung von Studentenwohnheimen

Schlagen wir Heft 5/55 der ‚Deutschen Architektur' auf, so wird uns klar, daß wir erst am Anfang der Typenprojektierung stehen. Eingangs wird in diesem Heft in einer sehr anschaulichen Art die Methode der Typenprojektierung nach den Erfahrungen der UdSSR geschildert. Einige Seiten weiter gibt dieses Heft jedoch mit der bunten Folge von Studentenwohnheimen, die in jüngster Zeit für Hoch- und Fachschulen projektiert wurden, geradezu ein Beispiel für die Unzulänglichkeiten des Standes unserer Typenprojektierung. Alle dort veröffentlichten Beispiele zeigen außerordentlich unterschiedliche Lösungen einer ihrem Inhalte nach völlig gleichen Aufgabe. Unterschiedlich in der Technologie, im Raumprogramm, in der konstruktiven Lösung, im Kostenaufwand und vor allen Dingen in der Wohnzelle, und das, obgleich es sich gerade bei Studentenwohnheimen mehr noch als bei anderen gesellschaftlichen Bauten um eine Gebäudekategorie handelt, die einen ausgesprochenen Massenbedarf zu befriedigen hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man mit der individuellen Projektierung der Studentenwohnheime Schluß machen kann und muß.

Bei der Untersuchung der Möglichkeiten für die Typisierung von Studentenwohnheimen muß man von der Untersuchung des Wohn- und Schlafraumes als der Zelle dieser Gebäudekategorie ausgehen, denn sie bestimmt das Vorzugsmaß, dem alle anderen Räume und funktionellen Notwendigkeiten einzuordnen sind. Selbstverständlich darf man dabei die Zelle nicht als isolierte Erscheinung betrachten, sondern man muß die gesamte Anlage einschließlich der städtebaulichen Gesichtspunkte im Auge haben, wenn man alle wirksamen Faktoren erkennen will. Dennoch läßt sich die Zelle für alle möglichen Fälle auf wenige Grundtypen zurückführen. Wir beginnen deshalb unsere Untersuchung über die Typisierung von Studentenwohnheimen mit der Untersuchung der Wohnzelle. Zunächst einige kritische Bemerkungen über bereits ausgeführte Bauten.

Die wichtigsten Formen der Wohnzelle sind:

Mehrbettzimmer (Wohn- und Schlafräume bzw. Wohneinheiten für drei und mehr Studenten).

Die Dreibettzimmer der Abb. 1–4 zeigen ganz deutlich, daß diese Bettenzahl in einem kombinierten Wohn- und Schlafraum keine Möglichkeit bietet, zu einer befriedigenden Lösung zu kommen. Während die in Abb. 5 und 6 wiedergegebenen Entwürfe bereits bessere Qualitäten aufzuweisen haben und sich bei gleichmäßigem Achsmaß einem Typenentwurf nähern, der die Anwendung unifizierter Bauelemente ermöglicht.

Selbst wenn man bei den Wohneinheiten der Abb. 7 und 8 eine spätere Auflockerung auf nur drei Wohnplätze annimmt, sind diese Entwürfe nicht zu verwenden. Raumtiefen und -breiten sind in keiner Weise weder auf die Abmessungen des notwendigsten Mobiliars noch auf die Verwendung bestimmter Bauelemente abgestimmt. Eine Wohneinheit mit vier Betten läßt sich schon günstiger gestalten, wie dies Beispiele der Abb. 9 und 10 zeigen. Es muß jedoch betont werden, daß wir hier nicht die besten Beispiele vor uns haben. Doppelbetten und schlecht belichtete Arbeitsplätze, wie sie hier angeordnet wurden, müssen auf alle Fälle abgelehnt werden. Diese Maßnahmen primitiver Art stellen nicht die Lösung ökonomischer Forderungen dar.

Abb. 11 ist ein kennzeichnendes Beispiel dafür, wie die Zelle eines Studentenwohnheimes aussieht, wenn dem Projektanten jegliche Anleitung und gestalterische Fähigkeit fehlt. Ebenso wertlos ist ein Systemmaß mit einer überlegt gewählten Konstruktionsart, wenn die eingangs erwähnten

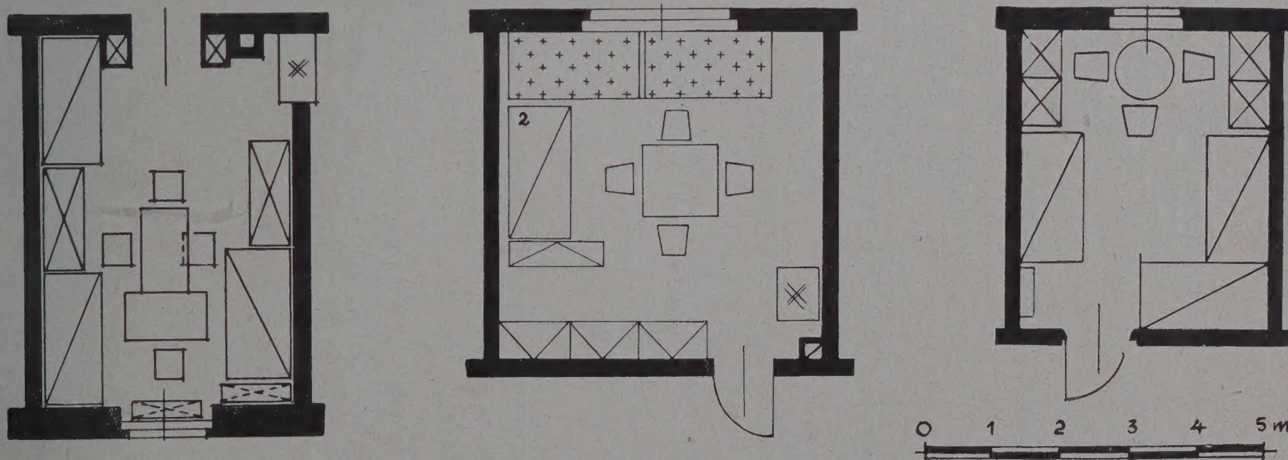


Abb. 1 (links): Studentenwohnheim der Humboldt-Universität in Berlin-Biesdorf. Entwurf: VEB Projektierung Berlin. Wohneinheit für 3 Studenten – Abb. 2 (mitte): Studentenwohnheim der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Wohneinheit für 3 Studenten – Abb. 3 (rechts): Internat für Berufsschullehrerausbildung Karl-Marx-Stadt. Entwurf: VEB Kreisentwurfsbüro Karl-Marx-Stadt. Wohneinheit für 3 Studenten

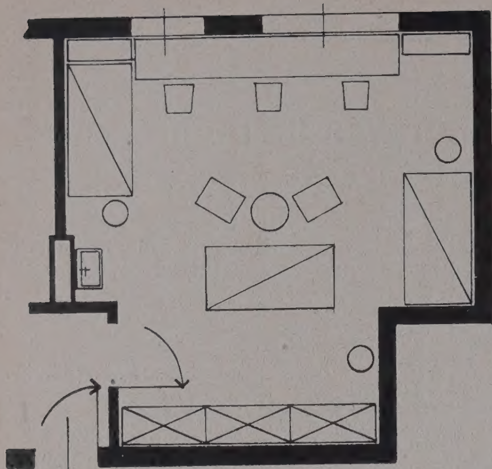


Abb. 4: Studentenwohnheim der TH Cambridge (USA). Entwurf: Alvar Aalto. – Wohneinheit für 3 Studenten



Forderungen sich nicht harmonisch mit diesem verbinden. Nicht der Schlafraum gibt den ausschlaggebenden Faktor, sondern in erster Linie der Wohn- und Arbeitsraum (Abb. 12). Wie diesen Dingen Rechnung getragen werden kann, beweisen die Entwürfe der Abb. 13–15. Bei dem Entwurf des Ministeriums für Volksbildung (Abb. 13) kann man bereits von einem Typenentwurf sprechen, da dieser wiederholt für alle pädagogischen Einrichtungen (meist mit geringer Kapazität) Verwendung gefunden hat. Für Hochschulen mit Bettenkapazitäten von ca. 2000–5000 läßt sich dieser Typ jedoch nicht verallgemeinern.

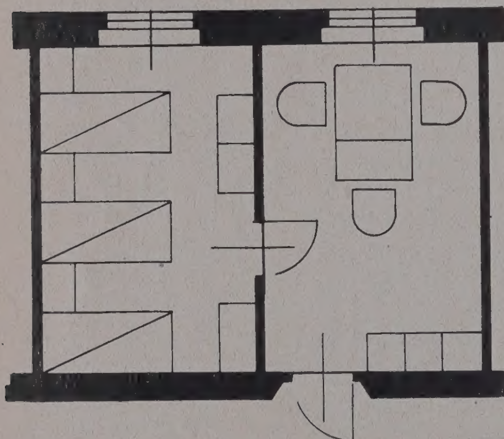


Abb. 5: Studentenwohnheim Dresden-Johannstadt. Entwurf: Entwurfsbüro für Hochbau Dresden I. – Wohneinheit für 3 Studenten

Das Entwurfsbüro für Typung hat sich bemüht, die Projektierung von Studentenwohnheimen zu steuern und den Typenentwurf der Abb. 14 als vorläufige Richtlinie herausgegeben. Auch dieser Vorschlag, dem bereits eine Reihe von Fertigteilen des Wohnungsbaues zugrunde liegen, wird in seiner jetzigen Form nicht in eine endgültige Typenprojektierung eingehen können, da er neben verschiedenen technischen Mängeln nicht die Qualitäten erreichen kann, die von der Wohnzelle eines Studentenwohnheimes gefordert werden.

Wesentlich besser sind die Entwürfe der Abb. 16 und 17. Hier finden wir eine wirkliche Wohneinheit vor, die alle Funktionen in sich vereint und trotzdem Schlafen, Wohnen, Arbeiten und die Körperhygiene scharf voneinander trennt. Ein kleiner Vorraum mit Garderobenablage trägt wesentlich zur Erhöhung der Wohnqualität dieser Zelle bei. Nachteilig ist das Fehlen eines einheitlichen Achsmaßes. Außerdem dürfte bei 6 Arbeitsplätzen je Raum ein ungestörtes Arbeiten des einzelnen kaum noch möglich sein. Vorteilhaft ist bei solchen Anlagen, daß man gegenüber geringeren Belegungszahlen mit einem Minimum an Grundfläche je Student auskommen kann.

Zweibettzimmer

Eine Wohneinheit, der man ein Zweibettzimmer zugrunde legt, wird erfahrungsgemäß zu den günstigsten Lösungen in ökonomischer sowie ästhetischer Hinsicht führen. Da man alle Funktionen in einer Zelle vereinigen kann, ergibt sich ein Systemmaß, dem alle anderen notwendigen Raumforderungen mühelos eingeordnet werden können. Außerdem läßt sich eine Raumtiefe wählen, die es gestattet, die dunkle Zone für die Schränke, Waschzellen oder Betten auszunutzen. Die Entwürfe der Abb. 18–24 beweisen diese Feststellungen.

Einbettzimmer

Für Diplomanden, Doktoranden und Studenten der obersten Semester wird in immer stärkerem Maße ein Einbettzimmer gefordert. Dieser Wunsch ist allgemein verständlich. Er läßt sich ohne große Anstrengungen verwirklichen und in seinem Systemmaß auf größere Wohneinheiten

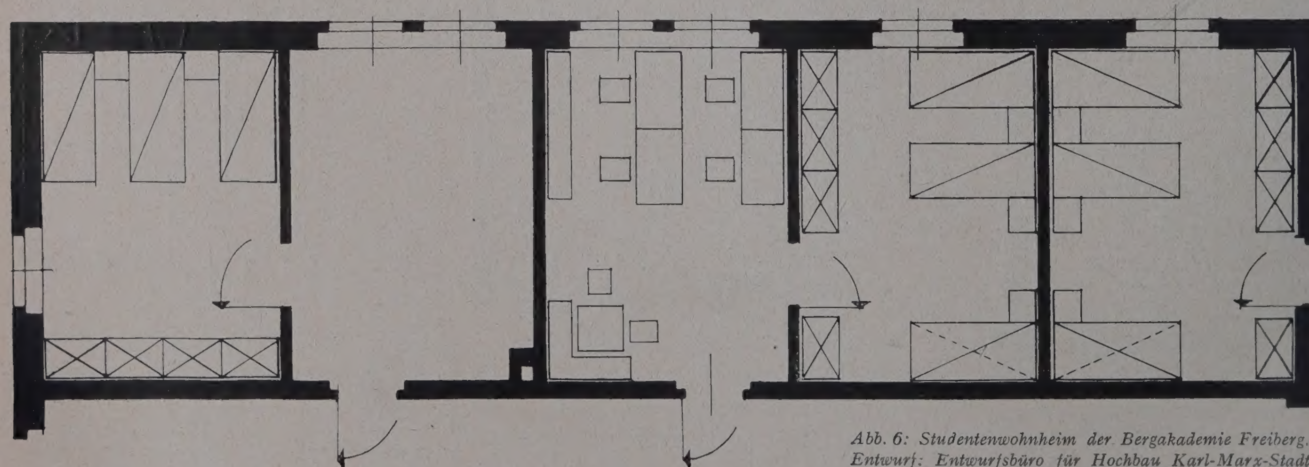


Abb. 6: Studentenwohnheim der Bergakademie Freiberg. Entwurf: Entwurfsbüro für Hochbau Karl-Marx-Stadt Wohneinheiten für 3 und 4 Studenten

abstimmen (Abb. 25–31). Allerdings wird man, um einen Raumeindruck zu erzielen, ein Einbettzimmer in seiner Grundfläche etwas größer bemessen müssen. Es sei denn, man wählt eine Gruppenbildung mit gemeinsamen Vorraum und gemeinsamer Waschzelle (Abb. 27 und 28).

Allgemein ist zu diesen Untersuchungen noch folgendes zu sagen.

1. Der durchschnittliche Flächenaufwand für einen Wohnplatz einschließlich Waschzelle und Vorraum liegt für Mehrbettzimmer bei 7,5–8,0 qm und für Einbettzimmer bei 10,0–11,0 qm.
2. Das Fehlen von Entwurfsnormen, Kennziffern und Richtlinien macht sich besonders stark bemerkbar.
3. Unklar sind die Auffassungen über den minimalen und maximalen Bedarf eines Studenten am Wohnplatz mit genauen Größenabmessungen, aus dem die praktischste und zugleich gestalterisch beste Lösung der Einrichtungsgegenstände resultiert.

Abb. 32 zeigt einen kombinierten Einbauschrank für den ermittelten durchschnittlichen Bedarf eines Studenten am Wohnplatz.

Bekleidung: 5 Ober- oder Sporthemden, 2mal Unterwäsche, 5 Paar Strümpfe, 1mal Wollsachen, 10 Taschentücher, 1 Kopfbedeckung, 1 Paar Handschuhe, 1 Trainingsanzug, 1 Sportanzug (Hose und Hemd), 2 Schlafanzüge, 5 Handtücher, 1 Bademantel, 3 Anzüge, 2 Mäntel, 3 Paar Schuhe, 1 Paar Hausschuhe, 1 Paar Sportschuhe, 4 Krawatten sowie Aufbewahrungsmöglichkeit für Schmutzwäsche.

Lern- und Arbeitsmittel (Technische Fakultät): 1 Reißbrett DIN A 1, 1 Reißschiene, 1 Zeichenrolle, ca. 3 lfd. m Bücher, div. Zeichen- und Schreibutensilien, 8 Kolleghefte (Ordner oder ähnliches), 1 Arbeitsleuchte, 1 Aktentasche (Kollegmappe), evtl. 1 Schreibmaschine.

Sonstiges: 1 kompl. Bettausstattung (kein Federbett, sondern Decken), Toilettenartikel, 1 Aschenbecher, Koffer, Wertsachen (Papiere, Foto usw.), Eßbesteck, Serviette.

4. Es hat sich noch keine klare Auffassung über die Wohnverhältnisse in einem Studentenwohnheim durchgesetzt. Es sind zu gleichen Teilen getrennte Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume sowie auch kombinierte Schlaf- und Wohnräume zu finden. Es ergibt sich in diesem Zusammenhang eine entscheidende Frage, die nicht der Architekt, sondern

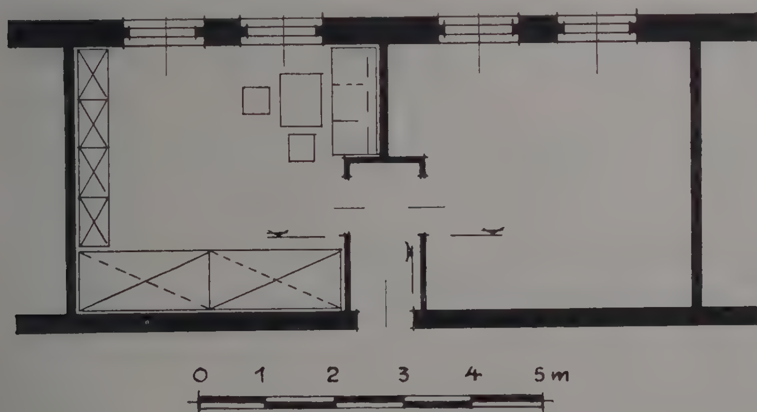


Abb. 10: Studentenwohnheim der TH Dresden, Reichsstraße. Entwurf: Prof. Dr. Rauda. Wohneinheit für 4 Studenten

Abb. 11 (rechts): Studentenwohnheim der Fachschule für die Textil- u. Bekleidungsindustrie Karl-Marx-Stadt. Entwurf: VEB Entwurf Karl-Marx-Stadt I. – Wohneinheit für 5 Studenten



Abb. 7: Studentenwohnheim der Martin-Luther-Universität Halle. Vorentwurf: Entwurfsbüro für Industriebau Berlin I. Wohneinheit für 5 Studenten

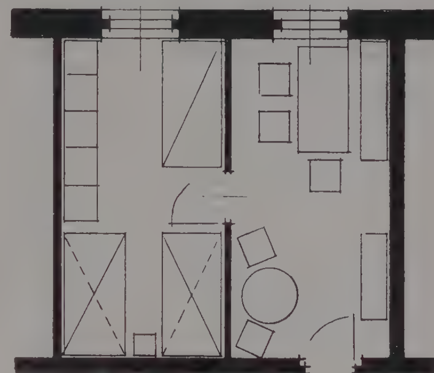


Abb. 8: Studentenwohnheim der Martin-Luther-Universität Halle. Entwurf: Entwurfsbüro für Hochbau Halle. – Wohneinheit für 5 Studenten

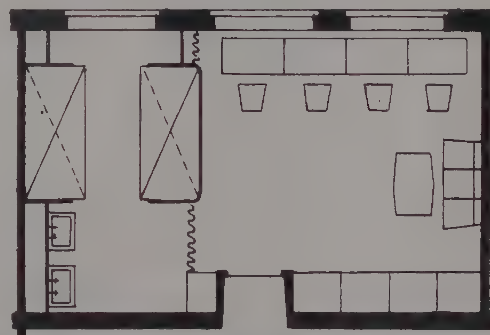
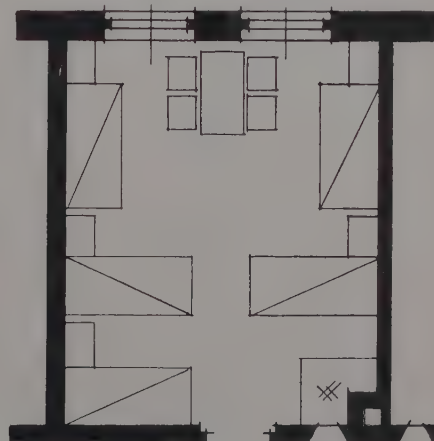


Abb. 9: Studentenwohnheim der Hochschule für Elektrotechnik Ilmenau. Vorentwurf: Architekturwerkstatt Leibold. – Wohneinheit für 2 und 4 Studenten



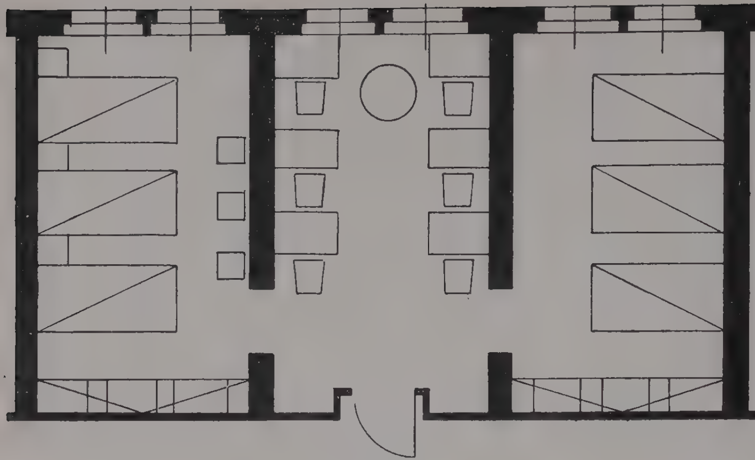


Abb. 12: Studentenwohnheim der Karl-Marx-Universität Leipzig. Entwurf: Entwurfsbüro für Hochbau Leipzig. – Wohneinheit für 6 Studenten

der Pädagoge beantworten muß, will man eine endgültige Grundlage für die Typenprojektierung von Studentenwohnheimen erzielen. Wird dem Zweibettzimmer zugestimmt, oder wird aus erzieherischen Gründen das Dreibettzimmer mit getrenntem Wohn- und Schlafraum bevorzugt?

5. Eine Ofenheizung für Studentenwohnheime ist grundsätzlich abzulehnen.



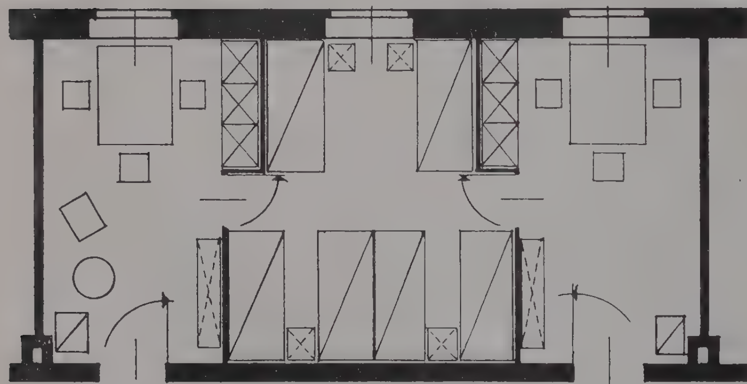


Abb. 13: Typenentwurf des Ministeriums für Volksbildung. – Wohneinheit für 6 Studenten

6. Die maximale Grenze der Belegung eines Wohn- und Arbeitsraumes kann mit 6 Studenten angenommen werden.

7. Getrennte Wohn- und Schlafräume werden nur bei größeren Belegungszahlen pro Wohneinheit verlangt. Dabei ist zum Schlafen ein Luftraum von mind. 15 cbm zu rechnen. Um diesen Luftraum zu garantieren, bestehen keine Bedenken, die Wand zwischen Wohn- und Schlafraum so zu konstruieren, daß eine Luftzirkulation möglich ist. Künstliche Be- und Entlüftungsanlagen werden grundsätzlich abgelehnt, da Zugerscheinungen dabei nicht zu vermeiden sind.

8. Die Wirtschaftlichkeit eines Studentenwohnheimes ist nicht mit Primitivität zu identifizieren. Weder in der inneren Einrichtung des Komforts noch in der äußeren oder inneren Erscheinung. Zur Steigerung der Wohnqualität ist es unserer Meinung nach auch unerläßlich, dem Wohnplatz unmittelbar eine Waschzelle einschließlich Dusche beizuordnen. Die Anordnung von Massenwaschräumen ist keine Lösung im wirtschaftlichen Sinne. Die Richtigkeit dieses Standpunktes wird durch viele der angeführten Beispiele bewiesen.

9. Die Unterschiedlichkeit der Studentenwohnheime liegt zur Zeit auch darin begründet, daß eine Reihe von Fragen, die besonders die Projektierung stark beeinflussen, völlig unausgesprochen sind. Es handelt sich hauptsächlich um folgende Fragen:

a) Soll das Studentenwohnheim in unmittelbarer Nähe der Hochschule oder am Stadtrand in günstiger Verkehrslage errichtet werden? Das Studium verschiedener Hochschulprojekte im In- und Ausland führt uns zu dem Schluß, daß es in jeder Beziehung vorteilhafter ist, die Wohnheime mit der Hochschulanlage zu verbinden. Es lassen sich organisatorische Probleme besser lösen, die

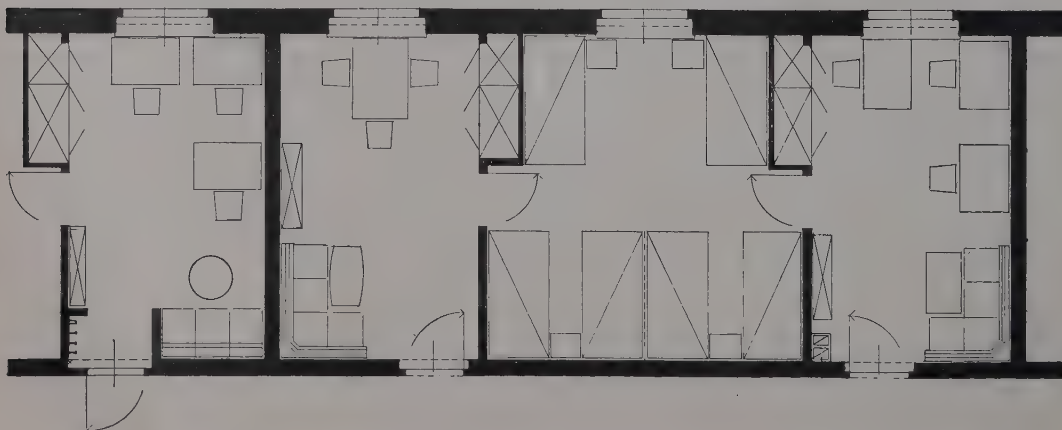


Abb. 14: Entwicklung des Entwurfsbüros für Typung des Ministeriums für Aufbau Berlin. – Wohneinheit für 6 Studenten

Frequenz der Verkehrsmittel ist nicht in jeder Stadt ausreichend, und die Anlagekosten sind geringer.

b) Werden die Studenten voll beköstigt oder wird nur ein Mittagstisch verabreicht? Ist es dabei empfehlenswert, die Hauptmahlzeit auf den Abend zu verlegen? Aus der Klärung dieser Fragen ergibt sich die Lage der Mensa, besonders bei getrennten Anlagen. Ebenso hängt damit die Frage des Personalaufwandes zusammen.

c) Welche Räume, die gemeinsamen Zwecken dienen bzw. zur Aufrechterhaltung des Wohnbetriebes notwendig sind, finden wir auf Seite 212 u. f. von Heft 5/55 der ‚Deutschen Architektur'.

d) Es ist nicht erforderlich, für technische Fakultäten besonders große Arbeitsplätze vorzusehen, da für zeichnerische Übungen die Seminar- und Zeichensäle zur Verfügung stehen.

Schlußfolgerung:

Da sich in allen Fällen und bei jedem Typ die Abmessungen auf unifizierte Systemmaße des Wohnungsbaues zurückführen lassen, ist eine Anwendung typisierter Bauelemente (Werknormen) des Wohnungsbaues möglich. Wenn die abgebildeten Zellen noch nicht diesen speziellen Voraussetzungen gerecht werden, so ist es unerläßlich, die Abmessungen so zu wählen, daß alle vorkommenden Konstruktionsteile nach Möglichkeit diesen Voraussetzungen entsprechen. Da die Wirtschaftlichkeit eines Typenprojektes in bedeutendem Maße von den Kosten der vorgefertigten Teile beeinflußt wird, ist die Anwendung und Fertigung solcher Teile wichtig, die bereits massenweise für den Wohnungsbau produziert werden.

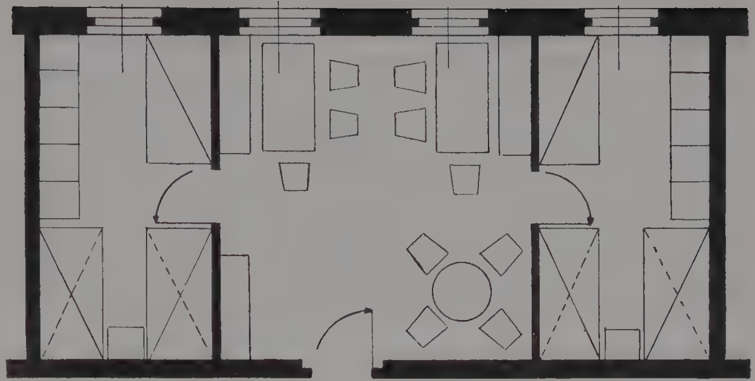


Abb. 15: Studentenwohnheim der Martin-Luther-Universität Halle. Entwurf: Entwurfsbüro für Hochbau Halle. – Wohneinheit für 10 Studenten

Selbstverständlich kann man dann nicht in der gewohnten Weise projektieren. Fast alle untersuchten Zellen lassen erkennen, daß sich der Pro-

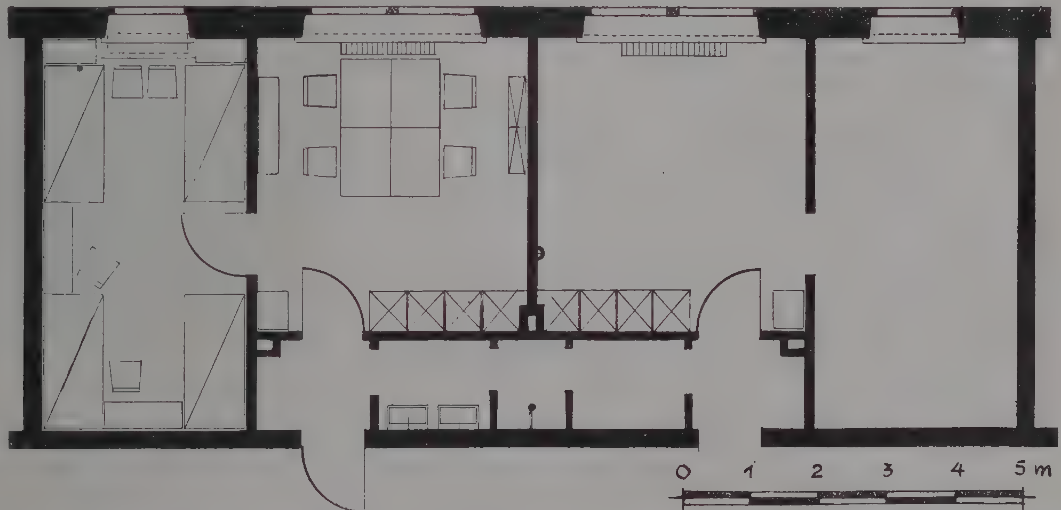


Abb. 16: Studentenwohnheim der Hochschule für Verkehrswesen Dresden. Vorplanung. Entwurf: Prof. Henn. – Wohneinheit für 4 Studenten

Abb. 17 (unten): Studentenwohnheim der Hochschule für Verkehrswesen Dresden. Entwurf: Meisterwerkstatt Prof. Paulick. – Wohneinheit für 6 Studenten

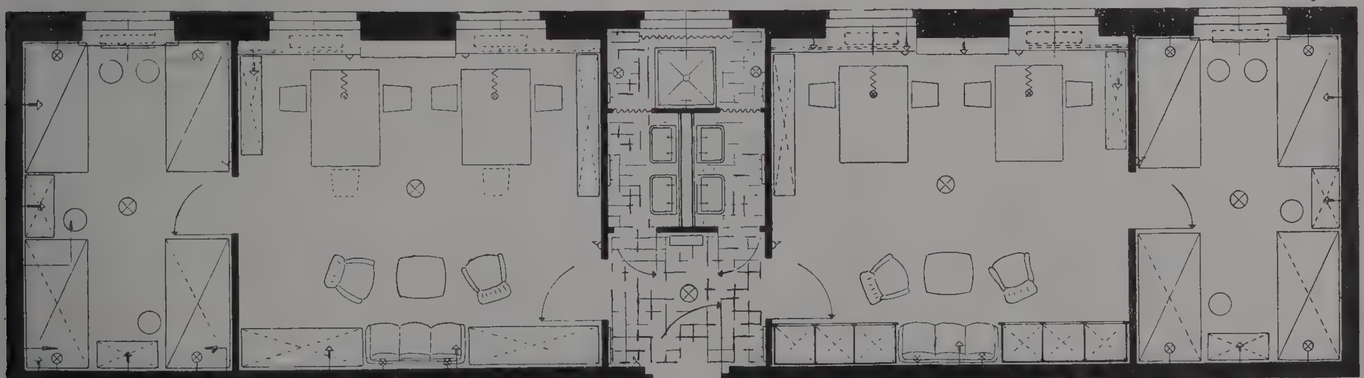




Abb. 18 (links): Studentenwohnheim der Hochschule für Verkehrswesen Dresden. Vorplanung. Entwurf: Meisterwerkstatt Prof. Paulick. – Wohneinheit für 2 Studenten

Abb. 19 (rechts): Studentenwohnheim der Hochschule für Verkehrswesen Dresden. Vorplanung. Entwurf: Meisterwerkstatt Prof. Paulick. – Wohneinheit für 2 Studenten



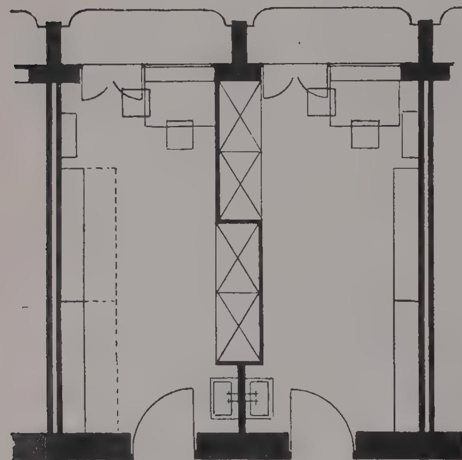


Abb. 20: Gemeinschaftshaus für Studenten in Köln-Lindenthal. Entwurf: Architekten I. und J. Holz, Köln. – Wohneinheit für 2 Studenten



jektant nur von der Idee leiten ließ, einen möglichst günstigen und bis auf den letzten Quadratzentimeter abgezirkelten Grundriß zu erzielen. Will man einen Typenentwurf schaffen, müssen beim Entwurf die unifizierten Bauelemente die leitende Idee geben, die einmal einen klaren Grundriß und zum anderen Verzicht auf individuelle oder mathematische Experimente verlangen.

Wie sieht demnach ein Studentenwohnheim in seiner konstruktiven Durchbildung aus?

In der grundlegenden Anordnung werden wir immer eine zweihüftige Anlage mit Mittelflur vorfinden, die sich in ihrer Bautiefe im Rahmen der Maße des Wohnungsbaues bewegt. (Siehe Entwürfe im Heft 5/1955 der ‚Deutschen Architektur'.)

Die Kapazität je Komplex wird dabei 500 Plätze kaum überschreiten, da zu dieser Anzahl eine Reihe von organisatorischen Dingen notwendig sind (z. B. Hausmeister, Heimleiter usw.).

Einhüftige Anlagen sind aus rein wirtschaftlichen Erwägungen heraus abzulehnen (Abb. 33).

Wie bereits betont, ist eine Voraussetzung der Typenprojektierung ein einheitliches Systemmaß, welches aus dem typischsten Funktionselement und dem günstigsten Konstruktionselement resultiert. In unserem Falle hatten wir die Wohnzelle und die Konstruktionselemente des Wohnungsbaues als solche erkannt. Sie werden das Systemmaß bestimmen, dem sich alle anderen Räume und funktionellen Notwendigkeiten unterordnen müssen. Unabhängig von der Kapazität eines Studentenwohnheimes wird es möglich sein, diese Räume so zu bemessen, daß sie in das System einfließen. Die Nebenräume (Toiletten, Teeküchen, Putzräume usw.) lassen sich geschoßweise nicht nur so aufgliedern, daß ihre Frequenz dem Systemmaß angepaßt werden kann, sondern es wird sich – besonders bei Wohnheimen mit großen Kapazitäten – notwendigerweise eine Aufspaltung dieser Räume in mehrere Einzelräume ergeben, um lange Wege zu vermeiden (Abb. 34 und Heft 5/1955 der ‚Deutschen Architektur', S. 216). In gleicher Weise müssen auch die Treppenanlagen so gewählt werden, daß diese dem Systemmaß und der Bautiefe

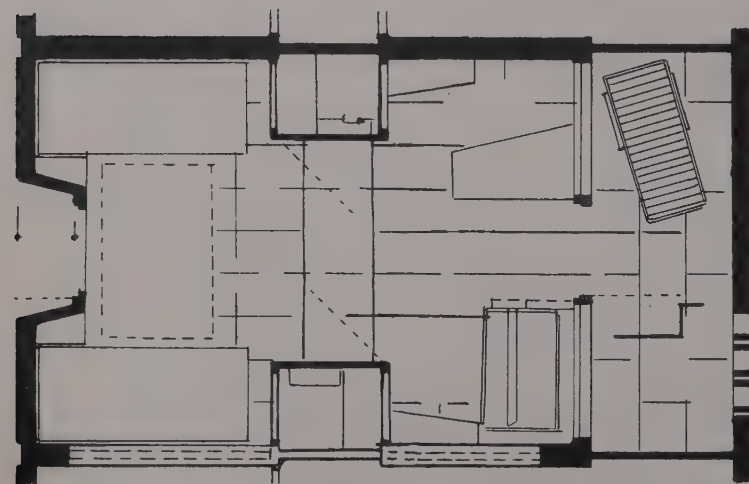


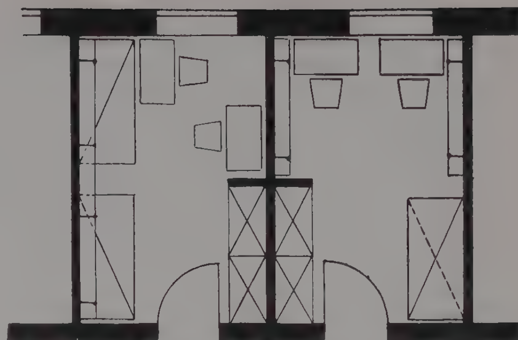
Abb. 21: Studentenwohnheim der Universität in Rabat (Marokko). Wohneinheit für 2 Studenten

entsprechen. Man kann sich für zwei Möglichkeiten entscheiden (Abbildung 35).

a) *Tragende Mittel- und Außenwände* mit zwei Balkenlängen, wobei die Werknormen nur eine min. Flurbreite von 2,00 m i. L. gestatten.

b) *Scheibenbauweise.* Die 12,5 cm starken Zellentrennwände werden, wie im Wohnungsbau, zur Auflage der Deckenbalken verstärkt. Dieses System gestattet die Verwendung nur einer Balkenlänge und die Reduzierung des Flures auf seine notwendigste Breite.

Der Vorwurf, durch einen Mittelflur kasernenartige Anlagen zu schaffen, kann nicht aufrechterhalten werden, wenn man je nach Größe des Baukörpers, diesen so gliedert, daß kurze, durch Erweiterungen unterbrochene Flure entstehen. Auch wurde untersucht, die langen Flure durch eine größere Anzahl von Treppenhäusern zu ersetzen. Dieser Versuch ergab eine Aufgliederung ähnlich eines Wohnhauses in 3- oder 4-Spännern, je nach Größe der Wohneinheiten. Diese würden sich jeweilig um ein Treppenhaus gruppieren, welche im ersten Geschoß mit einem Verbindungsflur zusammengeschlossen sind. Diese Untersuchungen führen, wie nach kurzer Zeit erkannt wurde, zu keinem befriedigenden Ergebnis, da die Kosten der Treppenhäuser wesentlichen Einfluß auf die Gesamtbausumme nehmen.



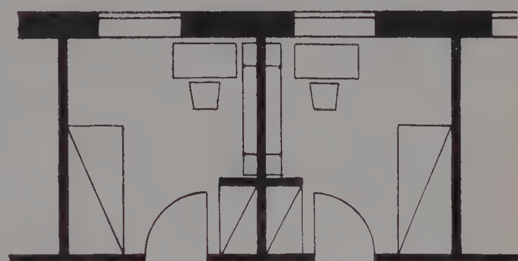


Abb. 22: Studentenwohnheim München-Biederstein. Architekten H. und O. Roth, München. – Wohneinheit für 1 und 2 Studenten



Welche unifizierten Bauelemente nach den Werknormen 1956/1957 des Ministeriums für Aufbau sind anwendbar?

Die im folgenden aufgezählten Werknormen entsprechen in ihren Maßen der DIN 4172, mit der Baunormenzahl von 12,5 cm und einem vertikalen Sprung von 25 cm. Das horizontale Raster 62,5 cm und 50 cm zum Ausgleich.

a) *Nach Werknorm 1*

1. Die Systemmaße für Fertigteildeckenbalken: von 2,25 m bis 5,25 m in Sprüngen von 67,5 cm und 50 cm (Abb. 35).
2. Die Systemmaße für Haustiefe und die Stahlbeton-Dachkonstruktion: von $9{,}37^5$ bis 11,25 als Ergebnis der Addition der Raumtiefen.
3. Rohbaurichtmaße für Fenster und Türen in allen angegebenen Maßen, die den Geschoßhöhen entsprechen.
4. Rohbaurichtmaße für Geschoßhöhen und Treppen 3,00 und 3,25 m.

b) *Werknorm 2:* Leichtbeton-Hohlblocksteine für Mauerwerk der Innen- und Außenwände.

c) *Werknorm 3:* Fertigteildecken für leichte Maschinenmontage.

1. Kassettenplattendecke,
2. Zwickauer Decke,
3. DIN F-Decke.

d) *Werknorm 4* und Werknorm 4 – 1956/57 des Magistrats von Groß-Berlin für Geschoßhöhen von 3,25 m.

Lamellentreppe.

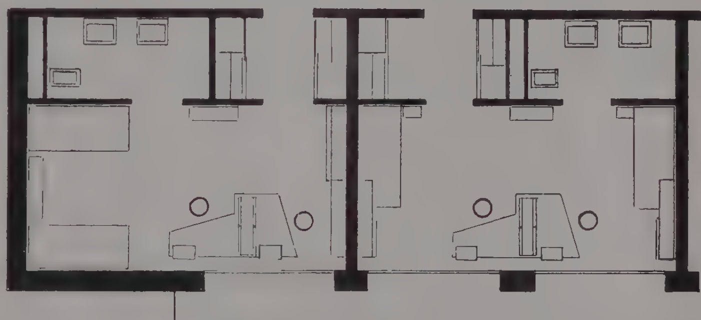


Abb. 23: Studentenwohnheim der Universität von Paris. – Wohneinheit für 2 Studenten

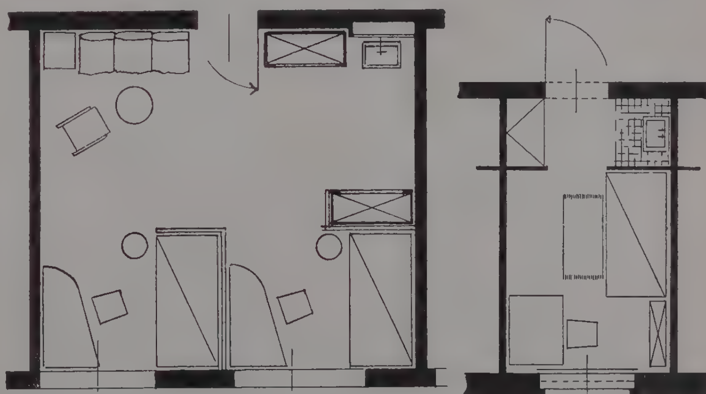
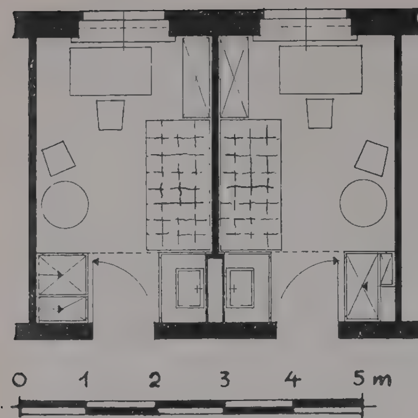
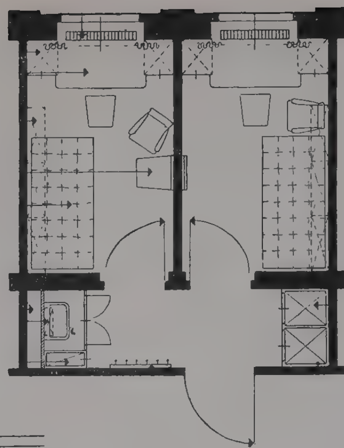


Abb. 24 (links): Studentenwohnheim der TH Cambridge (USA). Entwurf: Alvar Aalto. Wohneinheit für 2 Studenten

Abb. 25 (rechts): Entwicklung des Entwurfsbüros für Typung des Ministeriums für Aufbau, Berlin. – Wohneinheit für 1 Studenten





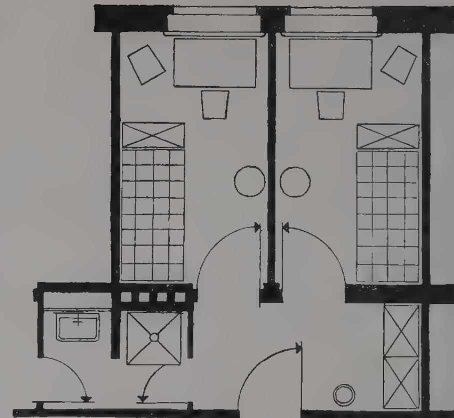


Abb. 26, 27 und 28: Studentenwohnheim der Hochschule für Verkehrswesen Dresden. Vorplanung. Entwurf: Meisterwerkstatt Prof. Paulick. – Wohneinheit für 1 Studenten

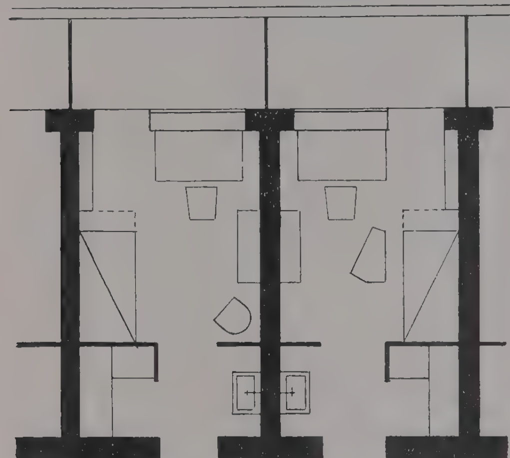


Abb. 29: Studentenwohnheim der TH Stuttgart (Max-Kade-Haus). – Wohneinheit für 1 Studenten

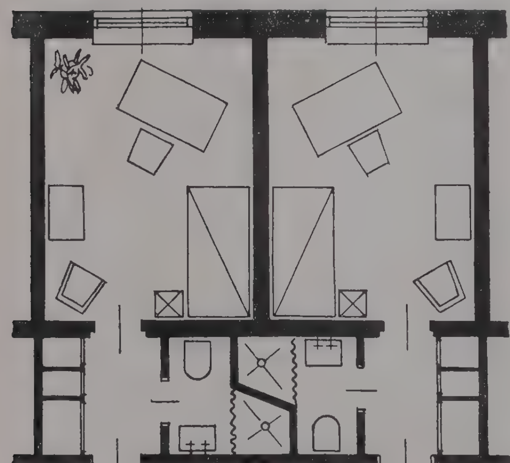


Abb. 30: Studentenwohnheim „Domus", Schweden. – Wohneinheit für 1 Studenten

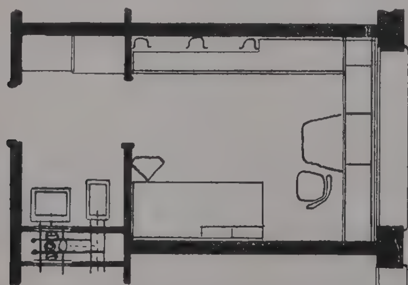


Abb. 31: Studentenhaus TH Cambridge (USA). Entwurf: Alvar Aalto. – Wohneinheit für 1 Studenten

Da die Laufbreite von $1{,}15^5$ für Studentenwohnheime nicht in jedem Fall ausreichen wird, ist nur die Verwendung der Lamelle selbst möglich, die man bis zu einer Breite von

$7 \times 19{,}5 + 1 \times 13{,}5 = 150$ cm zusammensetzen kann.

Treppenhauslänge 4,75 m bzw. mit nur einem Podest 3,57 m. Treppenbreite im Mittel 3,25 m.

e) *Werknorm 5:* Steildach aus Stahlbetonfertigteilen. Dabei muß die oberste Geschoßdecke als Massivdecke ausgebildet werden, um den Horizontalschub aufzunehmen. Infolge größerer Spannweite ist die Dachneigung von $\approx 37^\circ$ zu empfehlen.

f) *Werknorm 7:* Tür- und Fensterstürze aus Betonfertigteilen.

g) *Werknorm 8:* Einzelstufen als Kellertreppen und Differenzstufen.

h) *Werknorm 10:* Kellerfenster aus Beton.

i) *Werknorm 11:* Hochlochziegel für Mauerwerk der Innen- und Außenwände in 1,5 N-Format.

k) *Fenster:* Verbundfenster mit Oberlichtkippflügel nach Katalog Nr. 1522 und 1532.

l) *Türen:* Für Türen des Wohnungsbaues ist beim Institut für Typung ein Typenkatalog in Arbeit. Alle diese Türen, insbesondere die holzsparenden Türen, sind für Studentenwohnheime anwendbar.

m) *Sanitäre Einrichtungen:* Daß hierfür Elemente der Deutschen Industrienorm Verwendung finden, bedarf wohl keiner besonderen Betonung.

n) *Keramikteile:* Die Vorarbeiten für typisierte Keramikteile des Wohnungsbaues sind so weit abgeschlossen, daß zu übersehen ist, welche Teile für Studentenwohnheime in Frage kommen. Die wichtigsten sind: Fensterumrahmungen, Gurtgesimse, Schmuckdetails, Teile für Balkonverkleidungen.

Welche Teile kann man nicht aus dem Wohnungsbau nehmen, rechtfertigen aber eine Vorfertigung; bzw. ist eine Abkehr von unifizierten Bauteilen des Wohnungsbaues und die Entwicklung besonderer Bauteile und Konstruktionselemente günstiger?

Diese Frage liegt nahe, wenn ein Studentenwohnheim in der geschilderten Form seinen Niederschlag in einem Typenprojekt findet. Dazu ist es

aber notwendig, zunächst Klarheit über drei entscheidende Dinge zu schaffen.

1. Wie oft und mit welcher Kapazität wird in einem bestimmten Zeitabschnitt dieses Typenprojekt angewandt?
2. Welche anderen Baukapazitäten werden gleichzeitig mit errichtet, die eine volle Auslastung der Baustelleneinrichtung mit leichter oder schwerer Maschinenmontage garantieren?
3. Wo werden Betonfertigteilfabriken errichtet?

Wenn anfangs von einem Massenbedarf gesprochen wurde und tatsächlich im 2. Fünfjahrplan eine Reihe neuer Hoch- und Fachschulen entstehen sowie bestehende Einrichtungen ihre Kapazität erhöhen und die Gebäude ähnlichen Charakters hinzugezählt werden, liegen diese nicht so konzentriert wie der Wohnungsbau, sondern sind über das ganze Gebiet der DDR verstreut. Der Bedarf an Bauelementen dagegen wäre aber nur so hoch, daß damit nur eine Betonfabrik beauflagt werden könnte. Bekannterweise schließt aus wirtschaftlichen Gründen der Transport über einen bestimmten Radius hinaus diese Möglichkeiten schon aus.

Da Studentenwohnheime eine Nachfolgeeinrichtung einer Hoch- oder Fachschule sind, ist kaum anzunehmen, daß diese als Einzelobjekte errichtet werden, sondern bei wachsender Kapazität einer Hochschulanlage mit entstehen. Rund 50% dieser Gebäude lassen sich mit unifizierten Bauteilen des Wohnungsbaues errichten, während die anderen 50% mehr auf Konstruktionselemente des Industriebaues zurückgreifen müssen. Die Baustelleneinrichtung wäre also ausgelastet.

Da auch anderen Bauten der Gesellschaft in bestimmtem Umfange Bauelemente des Typen-

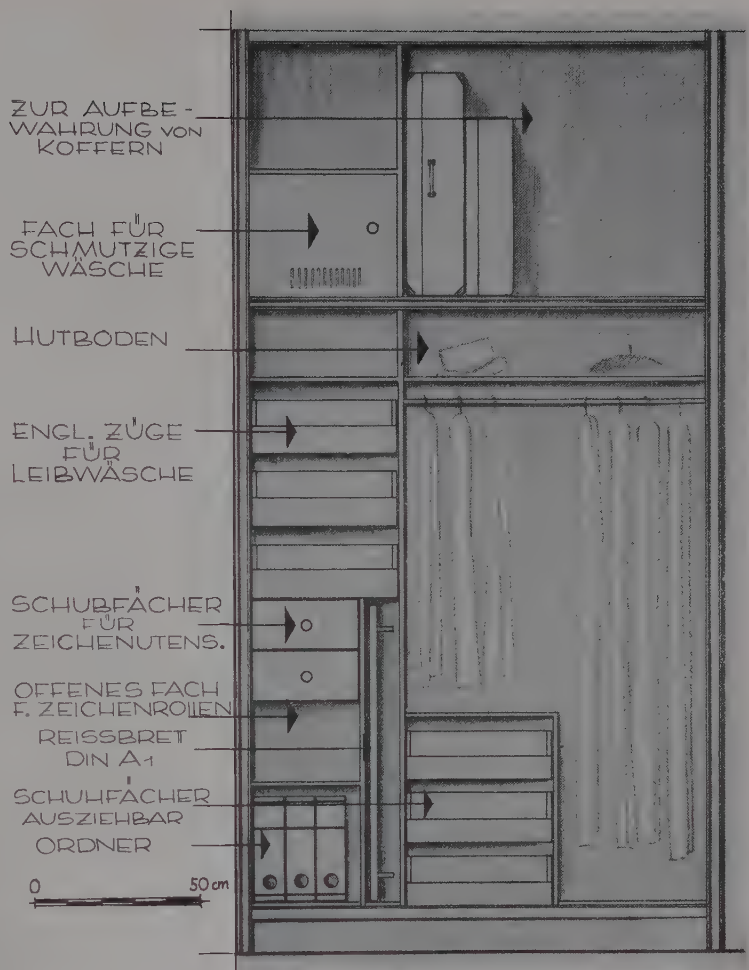


Abb. 32: Kombinierter Einbauschrank für den durchschnittlichen Bedarf eines Studenten

wohnungsbaues zugrunde gelegt werden und nur die systematische Verwendung einheitlicher Bauelemente die Rentabilität dieser massenweise produzierten Teile garantiert, ist es richtiger, nach folgendem zu verfahren:

a) Die Elemente des Wohnungsbaues so auszuwählen und zu bemessen, daß nicht nur die Hebezeuge bis zur maximalen Grenze ausgelastet

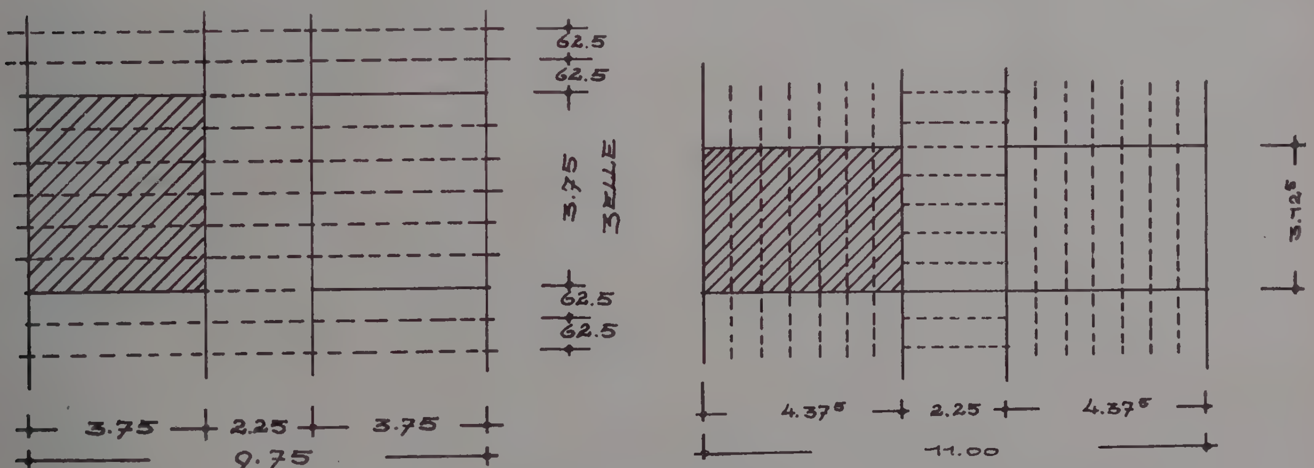
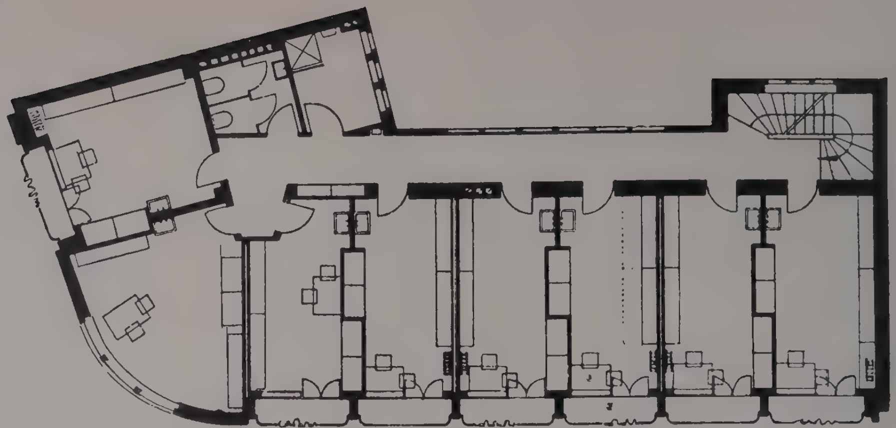


Abbildung 35

Abb. 33: Einhüftige Anlage des Studentenwohnheims in Köln-Lindenthal.
Entwurf: J. Holz





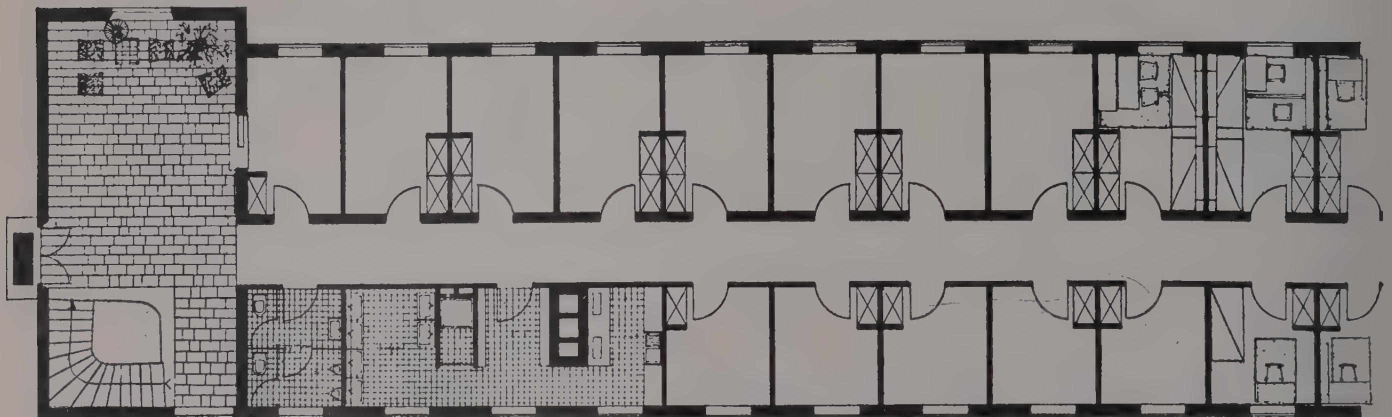


Abb. 34: Zweihüftige Anlage mit Mittelflur

werden, sondern auch Bauteile entstehen, deren Fertigung in jedem Betonwerk ohne Produktionsumstellung möglich ist.

Beispielsweise ist es in unserem Falle bei einem durchweg einheitlichen Achsmaß möglich, das Deckenelement gleich als ganze Platte in Zellengröße auszuführen. Bei unserem Dresdener Beispiel wird dabei noch nicht ganz die maximale Grenze von drei Tonnen erreicht.

b) Diese Dinge herauszuziehen, die ohne Schwierigkeiten entweder über größere Strecken transportiert oder auf der Baustelle ohne besondere Anlagekosten vorgefertigt werden können. Als Beispiel sei genannt:

Wandelelemente der leichten Zwischenwände, die mit dem Turmdrehkran nur noch in den Baukörper eingeschoben werden brauchen,

Konstruktionsteile aus Beton mit Kunststeinvorsatz für Hauptgesimse und Attika,

Installationszellen für Waschzellen und sanitäre Einrichtungen unter weitgehendster Verwendung von Austauschstoffen,

besondere Formsteine für horizontale Elektroinstallationen.

c) Standardisierung des Ausbaues für Teeküchen, Putzräume, sanitäre Räume usw. Daneben ist ein wandelbarer Grundtyp für das Mobiliar der Wohnzellen zu entwickeln.

Als letzte Frage bleibt nur noch offen:

Wie sieht das Zeichnungsprogramm des Typenprojektes für Studentenwohnheime aus?

Die Analyse gibt darüber Aufschluß, daß sich ein Typenprojekt für Studentenwohnheime als fertiger Entwurf in der Praxis nicht anwenden läßt, da die Streuung sehr groß ist und städtebauliche Voraussetzungen wechselnde Baukörperbildungen verlangen. Außerdem liegt die Kapazität zwischen 100 und 5000 Plätzen je Studentenwohnheim.

Es muß eine verbindliche Typensektion geschaffen werden, mit deren Hilfe im Entwurfsbüro die Montage des Entwurfs aus Typenzeichnungen erfolgen kann. Grundlage sind:

a) Typenentwürfe für Wohnzellen,
b) Typenentwürfe für alle Nebenräume,
c) Raumprogramm,
d) Funktionsschema,
e) Schema- und Beispielentwürfe.

Diese Grundlagen werden ergänzt durch die sogenannten Typenzeichnungen für die Teile, die durch den Typenwohnungsbau noch nicht erfaßt sind und ihren Niederschlag in Leitzeichnungen, Montagezeichnungen und Werkstattzeichnungen finden.

Abschließend muß die wirtschaftlichste Bauzeit der Typensektionen ermittelt werden, da diese die zweckmäßigsten Bauabschnitte für die Anwendung des Takt- und Fließverfahrens als Endkonsequenz der Industrialisierung bestimmen.

ENTSCHLIESSUNG DES VIERTEN KONGRESSES DES INTERNATIONALEN ARCHITEKTENBUNDES

Von Tage Wiliaim-Olssen (Göteborg) eingebracht, von Sir Patrick Abercrombie (London) befürwortet und auf der Plenarsitzung am 16. Juli 1955 in Den Haag einstimmig angenommen

Die Vierte Generalversammlung des Internationalen Architektenbundes stellt ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte des Architektenbundes dar. In der kurzen Zeitspanne von sechs Jahren, die seit seiner Gründungsversammlung in Lausanne verstrichen ist, hat der Internationale Architektenbund praktisch die Aufgabe erfüllt, die Architekten im Weltmaßstab und ohne Unterschied der Rassen, Nationalitäten, politischen und ideologischen Auffassungen zusammenzuführen.

Trotz der beachtlichen Schwierigkeiten, die sich während des Anfangsstadiums der Entwicklung erhoben, haben das Exekutivkomitee und die aufeinanderfolgenden Generalversammlungen die in den Statuten verankerten Grundsätze strikt eingehalten, die bei der Aufnahme von Mitgliedern einzig und allein die berufliche Qualifikation zur Bedingung machen.

Jede nationale oder regionale Architektenorganisation, die nachzuweisen in der Lage ist, daß sie tatsächlich die Gesamtheit der Architekten des betreffenden Landes oder Gebietes vertritt, ist durch diese Tatsache an sich befähigt, Mitglied des Internationalen Architektenbundes zu werden, Mitglied dieses wahrhaft weltumfassenden Verbandes der Berufsorganisationen der Architekten in den einzelnen Ländern.

Mit großer Genugtuung hat die Vierte Generalversammlung die Architektenorganisationen von China, Korea, Spanien, Ungarn, Japan und Rumänien als Mitglieder aufgenommen, die somit der großen Familie der Architekten beigetreten sind, der bereits die Architekten von Nordafrika, von (Ganz-) Deutschland, von Argentinien, Belgien, Brasilien, Bulgarien, Chile, Kuba, Ägypten, den Vereinigten Staaten, von Frankreich, Griechenland, Israel, Italien, Libanon, den Niederlanden, von Polen, Portugal, des Vereinigten Königreiches, von Skandinavien, der Schweiz, der Tschechoslowakei, der UdSSR, von Uruguay und Jugoslawien angehören.

Auf diese Weise hat der Internationale Architektenbund auf dem Gebiete der Architektur und des Städtebaus eine unbestreitbare Weltgeltung erlangt.

Der Internationale Architektenbund ist einstimmig der Auffassung, daß es weder materielle Interessenstreitigkeiten noch irgendwelche ideologischen, politischen oder religiösen Probleme gibt, die nicht mit friedlichen Mitteln gelöst werden könnten. Der Begriff der kriegerischen Zerstörung steht im wahrsten Sinne des Wortes im Gegensatz zum Begriff des architektonischen Schaffens. Es liegt offensichtlich auf der Hand, daß aufbauende Arbeit notwendig ist zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschheit. Es liegt ebenso offensichtlich auf der Hand, wie sinnlos Zerstörung und Vorbereitung zur Zerstörung sind. Deshalb ist der Internationale Architektenbund, der im Namen der Gesamtheit der Architekten der ganzen Welt spricht und sich dabei auf seine eigene Erfahrung in internationalen Beziehungen stützt, der Auffassung, daß er dazu befugt ist und es als seine Pflicht anzusehen hat, die politischen Führer aller Nationen dringendst aufzufordern, über alle strittigen Fragen Abkommen zu schließen, damit auf diese Weise jede Kriegsgefahr endgültig beseitigt wird.

Die Grundsätze, deren strikte Anwendung es dem Internationalen Architektenbund ermöglichte, Einigkeit im Weltmaßstab auf seinem Tätigkeitsgebiet zu erlangen, sind: Gleichheit aller seiner Mitglieder in Rechten und Pflichten, unbedingte Freiheit des Denkens und seine Ansichten und Überzeugungen auszudrücken, Brüderlichkeit im Beruf und in der Arbeit zur Verbesserung der materiellen und geistigen Lebensbedingungen der Menschheit.

Der Vierte Kongreß des Internationalen Architektenbundes, der in Den Haag ungefähr tausend Kongreßteilnehmer aus 41 Ländern zusammenführte, fordert den Präsidenten des Internationalen Architektenbundes auf, diese Entschließung den Regierungen aller in der UIA vertretenen Länder zur Kenntnis zu bringen.

DIE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN WVRDE NACH DEN PLÆNEN VON FRIEDRICH SVSTRIS 1574-97 VON DEN BAVMEISTERN WENDEL DIETRICH VND WOLFGANG MVELLER ERBAVT· AM 24. APRIL 1944 ZERSTOERTEN BOMBEN DAS GEBÆVDE·1953-55 WVRDE ES VOM BAYER· STAAT MIT DEN GLEICHEN FASSADEN WIEDER AVFGEBAVT

Architekt Dipl.-Ing. Josef Wiedemann, München

Der Wiederaufbau der Alten Akademie in München

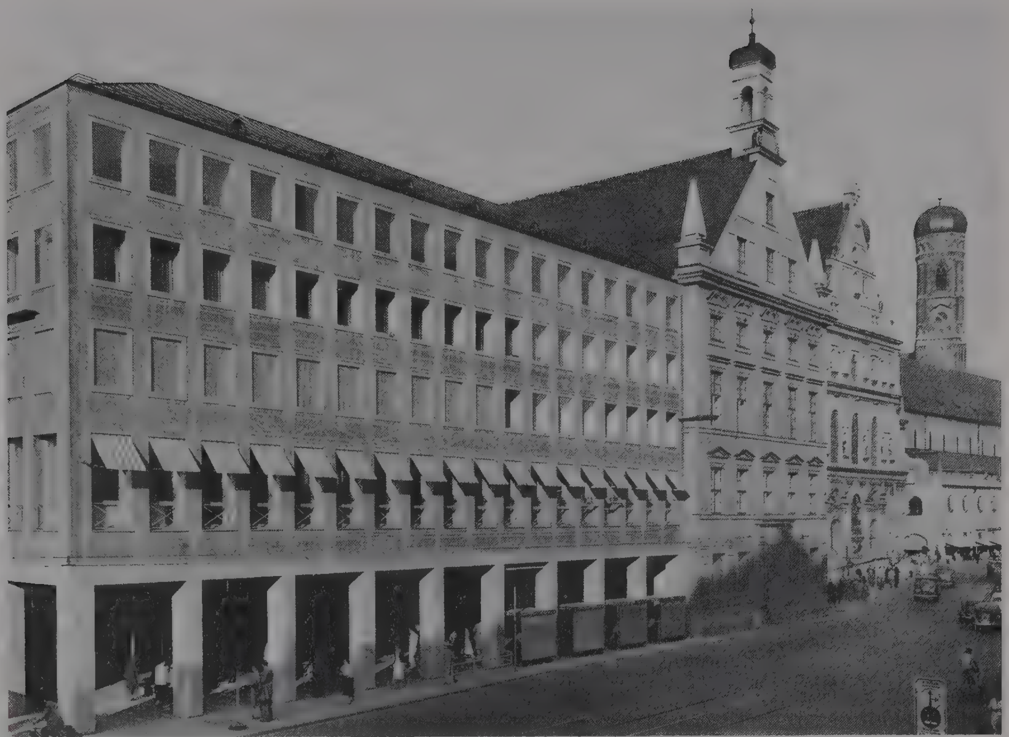
Die Akademie der Wissenschaften in München wurde nach den Plänen von Friedrich Sustris 1574 bis 1597 von den Baumeistern Wendel Dietrich und Wolfgang Müller erbaut. In dem ganzen Gebäudekomplex waren die Akademie und ein Museum für prähistorische Funde untergebracht. Den an den Chor der Kirche anschließenden Teil bewohnte der Jesuitenorden.

Am 24. April 1944 zerstörten Bomben das Gebäude. 1950 wurde der nördliche Teil von der Bayer. Bodenkreditbank wiederaufgebaut. Der Teil unmittelbar hinter dem Chor der Michaelskirche verbleibt nach wie vor den Jesuiten. Der Wiederaufbau des kreuzweis schraffierten Bauteiles, in dem das Bekleidungshaus Hettlage untergebracht ist, wurde 1953 begonnen. Der Bauteil zwischen Michaelskirche und dem Bauteil Hettlage wurde anschließend in Angriff genommen. Die gesamte Anlage wird in den nächsten 14 Tagen fertiggestellt sein.

Nach der Zerstörung standen von der ganzen Anlage nur noch die Kirche ohne Dach und Gewölbe und in dem vorspringenden Winkel die Ostfassade und die zur Michaelskirche hinführende Fassade als Wände, wie das auf den Fotografien vom zerstörten Zustand zu sehen ist. Dabei war die in die Straße vorspringende Nord–Süd-Wand des Giebelbaues von Westen her so angegriffen, daß sie nicht mehr stehenbleiben konnte. Die zur Kirche hinführende Wand war zwar ausgebaucht, aber noch gesund im Mauerwerk. Im



Alte Akademie, Zustand vor der Zerstörung



Alte Akademie, Ansicht des Neubaus mit dem wiederhergestellten Giebelbau, dahinter Michaelskirche und Frauenkirche

Auftrag des Staates fertigte ich für den gesamten Gebäudekomplex einen städtebaulichen Vorentwurf. Dabei wurde ausgegangen von zwei Voraussetzungen:

1. Die Fassade zwischen Giebelbau und Michaelskirche kann in ihrem alten Zustand erhalten werden und wird auch wieder verwendet.
2. Der Vorsprung in den Straßenraum und der sich damit bildende Raum, der in dem geschwungenen Verlauf der Neuhauserstraße zwischen Karls- und Marienplatz städtebaulich außerordentlich wirksam ist, soll bleiben. Die dort sehr eingeengte Straße wird durch das Verlegen des Fußgängerverkehrs in die Häuser auf beiden Seiten



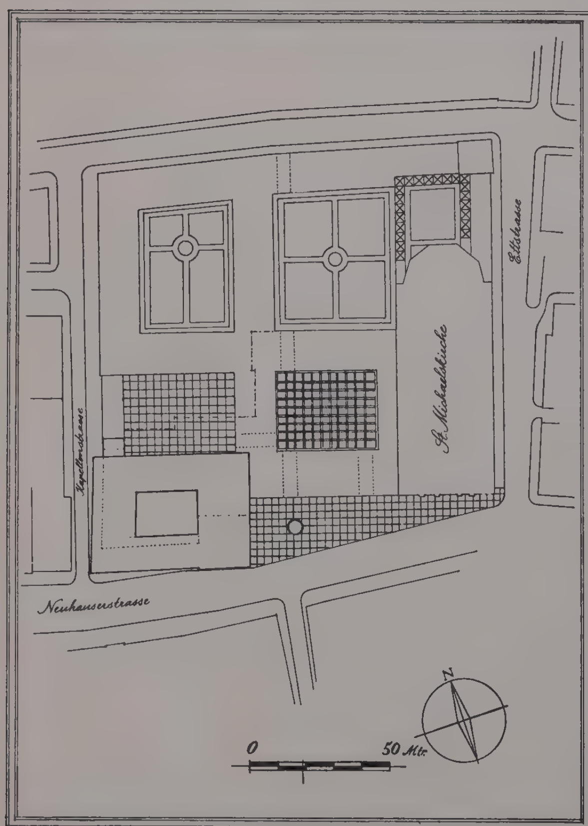
Zustand nach der Zerstörung



Situationsplan

verbreitert. Die angegriffene Nord-Süd-Wand muß auf jeden Fall abgetragen werden.

Für den Bauteil Hettlage waren damit zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder konnte er als ganz neuer Bauteil erstellt werden, der sich lediglich in Maßstab und Material zu dem Gegebenen abstimmt, oder aber, der Platz bleibt in seiner



Lageplan

Wirkung ganz erhalten, d. h. der alte Giebelbau wird wiedererrichtet mit dem notwendigen Durchbruch für den Fußgängerverkehr und mit einem anschließenden neuen Bau.

Aus den beiden von mir projektierten Lösungen wurde nach mehreren Beratungen von den zuständigen Stellen des Staates, der Stadt und der freien Architektenschaft die jetzt verwirklichte Lösung vorgezogen und genehmigt.

Der nun fertiggestellte Bau zeigt, daß das Beibehalten des geschlossenen Bildes richtig war. Die Angst vor einer Nachahmung, die den Wiederaufbau des alten Giebels nicht hätte rechtfertigen können, war in diesem Falle unbegründet, da das Ganze als einfacher Mauerwerksbau mit verputzten Fassaden und den üblichen Fenstern heute noch in der gleichen Weise üblich und normal erstellbar ist wie zur Zeit seiner Errichtung. Die Veränderung der Bestimmung des Baues wurde von der Zeit und ihren Forderungen herbeigeführt. Die Neuhauserstraße ist die Hauptgeschäftsstraße in der Mitte der Stadt, so daß ein Aussparen eines ganzen Gebäudekomplexes für Zwecke, die viel besser in einer ruhigeren Gegend liegen, sinnlos gewesen wäre.

Der Maßstab, der von dem Vorhandenen her für den neu gestalteten Teil geboten war, wurde durch die liniare Bemalung und die straffe Gestaltung der Wände und der Fenster erreicht. Im Gegensatz zu dem reich und streng profilierten Renaissancebau wurde in dem neuen Bauteil keine Nachahmung versucht, sondern eine Übersetzung des gleichen Ausdruckes in die heutige Sprache.

Das Aufreißen der Hauswände durch Schaufenster mit ihren lauten Farben wurde vermieden. Die Flucht der Schaufenster liegt in den zweigeschossigen Arkaden, die so breit angelegt sind, daß noch freie Vitrinen aufgestellt werden konnten. So konnte den baukünstlerischen und den wirtschaftlichen Forderungen Rechnung getragen werden.



Wiederaufbau der Alten Akademie, Neuhauserstraße 51, mit Bekleidungshaus Hettlage, Ansicht von Neuhauserstraße

Im Giebelbau ist das Portal an der Straßenseite als Öffnung geblieben – das an der Ostwand mittig gelegene ist durch zwei Bogen ersetzt. Im Giebelbau ist die Passage zur Halle erweitert. Hinter dieser Halle, von ihr aus und vom Platz aus zu erreichen, wird z. Z. das Café fertiggestellt, das im Erdgeschoß und in der Galerie sich zum Laden hin öffnet.

Bei der ganzen Planung und Durchführung war äußerste Wirtschaftlichkeit geboten. Das Geschäft soll für die breiteste Schicht der Bevölkerung richtig sein, d. h. also einfach, hell und freundlich, ohne jeden Luxus und ohne jede Repräsentation.

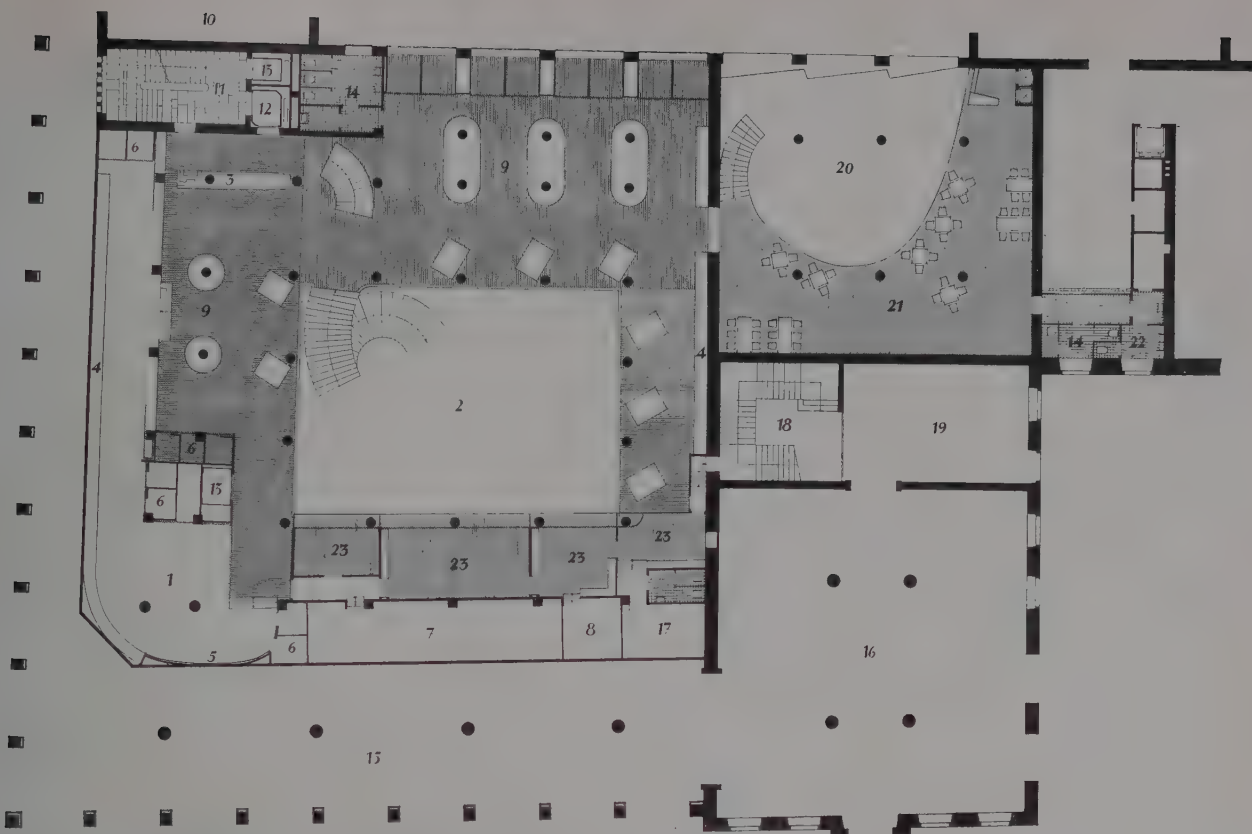
Der Entwurf und die künstlerische Oberleitung des Bauteiles Hettlage lagen in meinen Händen. Die örtliche Bauleitung und der Innenausbau der oberen Geschosse, in denen das statistische Landesamt untergebracht ist, oblag der staatlichen Bauverwaltung, dem Landbauamt, an der Baustelle durch Herrn Dipl.-Ing. Kirsten vertreten. Der Entwurf für die Bemalung der Fassade stammt von Herrn Prof. Hermann Kaspar, der durch seine Mosaikwände im Kongreßsaal des Deutschen Museums bekannt geworden ist und seitdem eine Reihe ausgezeichneter Architekturmalereien geschaffen hat.



Ansicht von Osten

Wiederaufbau der Alten Akademie, Neuhauserstraße 51, mit Bekleidungshaus Hettlage, Schnitt durch den Bauteil A

Grundriß Erdgeschoß: 1 *Eingang* – 2 *Verkaufshalle* – 3 *Kasse und Packtisch* – 4 *Abholware* – 5 *Dekorationsgang* – 6 *Umkleidekabine* – 7 *Schaufenster* – 8 *Drehscheibe* – 9 *Damenverkauf* – 10 *Hofdurchfahrt* – 11 *Nebentreppe* – 12 *Lastenaufzug* – 13 *Personenaufzug* – 14 *Damen-WC* – 15 *Straßenarkaden* – 16 *Ausstellungshalle* – 17 *Ausstellungsvitrinen* – 18 *Amtsnebeneingang* – 19 *Eingang zum Erfrischungsraum* – 20 *Erfrischungsraum* – 21 *Anrichte* – 22 *Herren-WC*



Grundriß des Zwischengeschosses: 1 Salon – 2 Verkaufshalle – 3 Kasse und Packtisch – 4 Wandschränke – 5 Spiegelwand – 6 Umkleidekabinen – 7 Frühstücksraum – 8 Telefonzentrale – 9 Damenverkauf – 10 Hofdurchfahrt – 11 Nebentreppe – 12 Lastenaufzug – 13 Personenaufzug – 14 Damen-WC – 15 Luftraum der Arkaden – 16 Ausstellungshalle – 17 Besprechungszimmer – 18 Amtsnebeneingang – 19 Luftraum des Eingangs – 20 Erfrischungsraum – 21 Galerie des Erfrischungsraumes – 22 Herren-WC – 23 Büro – 24 Anproben



Grundriß des 1. Obergeschosses: 1 Büro – 2 Herrenverkauf – 3 Kasse und Packtisch – 4 Telefonzentrale – 5 Statistisches Hausamt – 6 Umkleidekabinen – 7 Nebentreppe – 8 Lastenaufzug – 9 Personenaufzug – 10 Herren-WC – 11 Notausgänge

Architekt Alfred Patitz

Chefarchitekt der Entwurfsgruppe V im Entwurfsbüro für Hochbau I Dresden

Der Wiederaufbau des Wohnbezirks Dresden-Südvorstadt

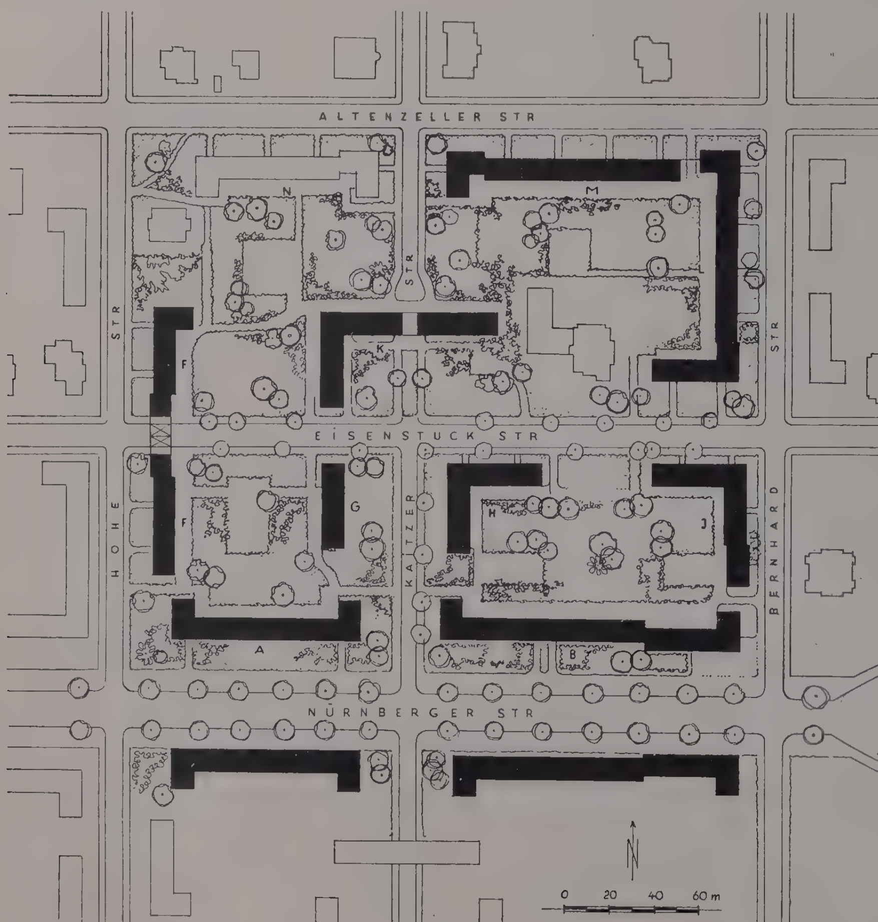
Im Jahre 1952 wurde durch einen Planträger für größere Industrieaufgaben ein Sonder-Wohnungsprogramm für die Schaffung von etwa 1500 Wohnungen aufgestellt.

Während ursprünglich diese Wohnungen im Stadtrandgebiet geschaffen werden sollten, zeigten die städtebaulichen Untersuchungen, daß ein entsprechend großes Aufbaugebiet in den unmittelbaren, stark zerstörten Wohngebieten Dresdens auszuweisen ist. Dabei mußte vor allem auch aus wirtschaftlichen Gründen berücksichtigt werden, daß die neuen Wohnbauten an Straßen errichtet werden, die bereits erschlossen waren.

Die Stadt Dresden und der Planträger wählten Gebiete in der Südvorstadt Dresdens. Die Südvorstadt galt schon früher als eine der schönsten Wohnlagen Dresdens. In kürzester Verbindung zum Stadtzentrum erstreckt sie sich vom Hauptbahnhof bis an die Südhöhen der Vorstadt Plauen.

Die ersten etwa 500 Wohnungen konnten noch in eine bestehende Wohnblocklücke zwischen Münchner und Nöthnitzer Straße eingefügt werden, während sich das weitere Aufbaugebiet um die Nürnberger Straße bis zum Hauptbahnhof ausfüllt.

Durch die grausamen Bombenangriffe auf Dresden war auch dieses Wohngebiet außerordentlich hart getroffen worden und nur wenige einzelne Häuser hatten diesen Angriff überstanden.



Lageplan

Die städtebauliche Aufgliederung dieses Wohnbezirkes war sehr ungünstig gewesen. Er war von lauter gleichmäßig breiten Straßen, beinahe schachbrettartig, durchzogen. Das wurde schon früher als langweilig und verkehrstechnisch sehr ungünstig empfunden. Lediglich die Nürnberger Straße zeigte eine etwas breitere Anlage und nahm den Hauptverkehr innerhalb des Stadtbezirkes, wie auch einen Teil des südlich durch die Stadt führenden Fernverkehrs auf.

Die offene Bebauung in diesem Gebiet wies vornehmlich sogenannte Drei- bis Vier-Familien-Villen auf. Besondere architektonische Mittelpunkte oder reizvolle historische Gebäude bestanden nicht.

In Gemeinschaft mit der Abteilung Stadtplanung der Stadt Dresden wurde ein Bebauungsplan für dieses Gebiet entwickelt, da in den Jahren 1953/54 der größte Teil des Sonder-Wohnungsprogrammes verwirklicht werden mußte.

Grundlage für einen neuen Aufbauplan war, daß die Nürnberger Straße als Schnellstraße für Fernverkehr ausgebaut werden sollte und damit das Einbinden vieler Nebenstraßen vermieden werden mußte. Zum anderen sollten auch größere ruhigere Wohnviertel entstehen, die in sich lediglich noch einen Anliegerverkehr aufnehmen. Diese Frage wurde durch Überbauung vorhandener Straßen mit größeren Wohnblöcken mit entsprechenden Öffnungen für Fahr- oder nur Fußgängerverkehr gelöst.

Die neue städtebauliche Lösung mußte auch Rücksicht nehmen auf teilweise noch vorhandene, erhalten gebliebene Gebäude.

Während der Bebauungsplan an der Nürnberger Straße 5 Vollgeschosse vorsah, sollten die neuen Wohnbauten sowohl nach dem Hauptbahnhof zu, also in nördlicher Richtung, als auch nach Süden zu, auf



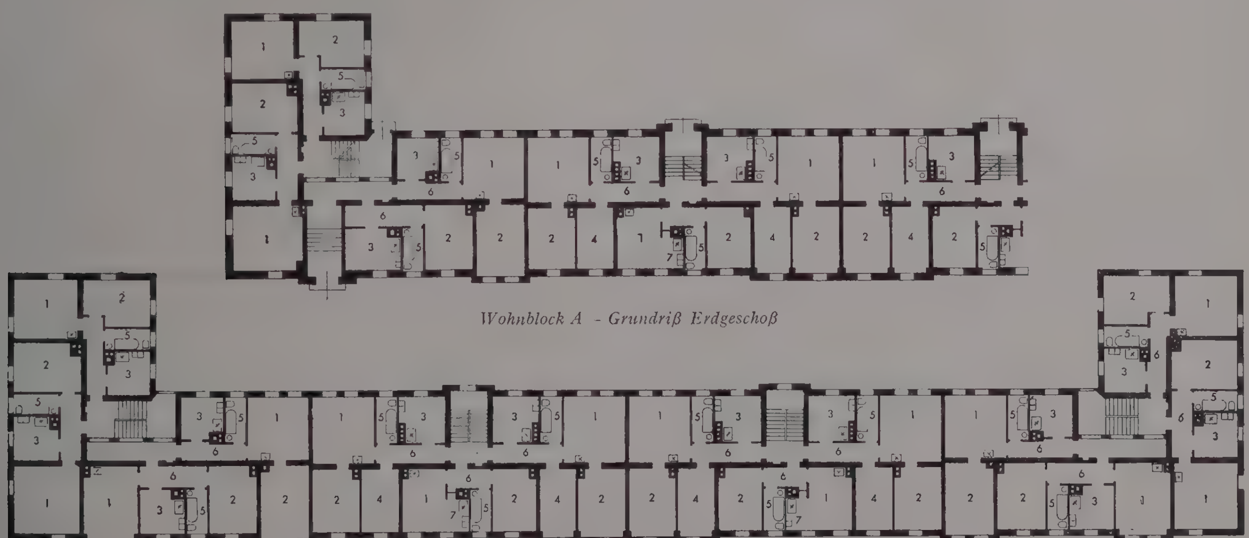
Blick auf Wohnblock A, Nürnberger Straße, Ecke Hohe Straße – rechts Wohnblock B, links Wohnblock F

drei bis vier Geschosse beschränkt werden. Es sollten keine Hinterhöfe geschaffen werden, sondern das ganze Gebiet sollte mit Gartenanlagen aufgelockert werden, um trotz einer stärkeren Überbauung des Gebietes ein gesundes Wohnen zu gewährleisten, wobei gute Besonnung zu erstreben war und Kinderspielplätze und Erholungsflächen sowie Wäschetrockenplätze geschaffen werden sollten.

Das Wohnungsprogramm des Planträgers forderte vornehmlich kleinere Wohnungen, und zwar 2- bis $2^1/_2$-Zimmer-Wohnungen bzw. in begrenztem Rahmen 3- bis 4-Zimmer-Wohnungen.

Als Grundlage wurden die an der Deutschen Bauakademie entwickelten Typen 53/5–10 und 18 verwendet, wobei teilweise der Ecktyp 10 mit 4 Wohnungen pro Geschoß auf 3 Wohnungen pro Geschoß abgewandelt wurde.

Im allgemeinen haben die gewählten Wohnungsgrundrisse die Zustimmung der Bewohner gefunden, wenn auch der Wunsch nach Balkonen und größeren Abstellräumen immer



Wohnblock A – Grundriß Erdgeschoß

Wohnblock A – Grundriß Obergeschoß

1 Wohnzimmer – 2 Schlafzimmer – 3 Küche – 4 Kinderzimmer – 5 Bad mit WC – 6 Flur – 7 Kochnische

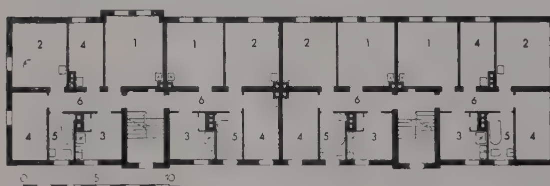
Wohnblock G an der Kaitzer Straße

wieder vorgetragen wird. Durch die verhältnismäßig knappen Mittel pro Wohnungseinheit mußte aber speziell auf die Anordnung von Balkonen verzichtet werden.

Der Dresdner Tradition entsprechend wurde besonderer Wert darauf gelegt, durch gute Aufteilung der Fenster, Achsteilungen und leichte Betonungen durch erkerartige Vorlagen bzw. Hervorziehung von Treppenhäusern eine gute Gliederung der Fassaden zu erreichen. Zur weiteren Belebung der Fassaden wurden tief heruntergezogene Fenster bzw. Fenstertüren mit Gitterschmuck, bandartiger Sgraffitoschmuck an überhöhten Bauteilen, Gurtgesimse usw. verwendet.

Grundsätzlich wurden architektonische Betonungen nur dort gebracht, wo eine Begründung durch einen entsprechenden dahinterliegenden Raum gegeben ist.

Trotz kürzester Projektierungszeit ohne jeden Vorlauf war die gesamte Entwurfsgruppe bemüht, jeder einzelnen Wohngruppe eine besondere Note zu geben, wenn auch leider festzustellen ist, daß trotz guter Detaillierungsarbeit und laufender Anweisung letzte Feinheiten in Form und Farbe nicht immer durchgesetzt werden konnten, da die unmittelbare Bindung mit der Baustelle, mit den das Werk gestaltenden Händen fehlte. Auch bei diesem Bauvorhaben hat sich gezeigt, daß eine Autorenkontrolle niemals eine Oberbauleitung ersetzen kann.



Wohnblock G
Grundriß Erdgeschoß
1 *Wohnzimmer*
2 *Schlafzimmer*
3 *Küche*
4 *Kinderzimmer*
5 *Bad mit WC*
6 *Flur*

Bei der Durchbildung der einzelnen architektonischen Bauteile mußte aus Zeit- und Kostenersparnisgründen auf die Verwendung von Sandsteinen verzichtet werden. Lediglich das Sockelmauerwerk wurde in Sandstein ausgeführt, Fenster- und Türumrahmungen von Kunststein hergestellt und der Fassadenputz als einfacher Kratzputz.

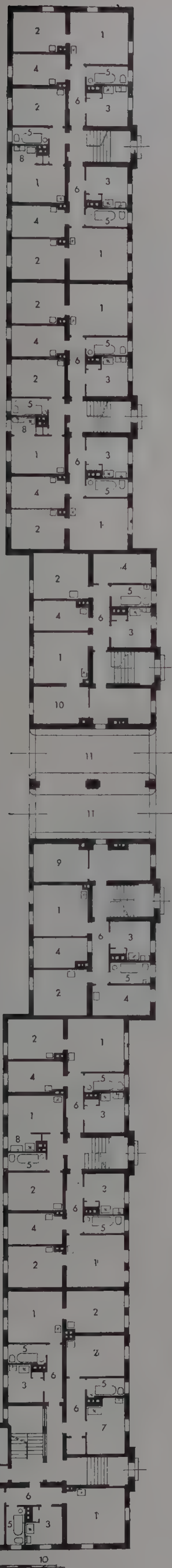
Eine besondere Abgrenzung der einzelnen Wohnblöcke durch Einfriedigungen erfolgte nicht, um so die Wohngärten als größere Raumeinheiten zu erhalten.

Einige technische Daten:

Umfassungen: Kellergeschoß von Bruchsteinmauerwerk mit Ziegelhintermauerung und einem feingespitzten Sandsteinsockel.
Obere Geschosse Ziegelmauerwerk bzw. letztes Geschoß Deltamauerwerk.

Decken: Kellergeschoß Kappengewölbe.
Obergeschosse holzsparende Balken (Leipziger Decke und Bernsdorfer Decke), teilweise Massivdecken (Leonhardt-Balken).

Dach: Holzsparende Gittersparren mit Lattung und Ziegeldach.





Wohnblock F an der Hohen Straße

Treppen: Eingespannte Betonstufen, teilweise mit Kunststeinvorsatz, Treppenumfassungen 38 cm stark, letzter Lauf Trägertreppen.

Geländer: Teilweise von Holz bzw. Eisen. – Fußböden: Leuna-Estrich.

Sämtliche Geschoßhöhen wurden mit 3,00 m von O.K.-Fußboden zu O.K.-Fußboden ausgeführt.

Zu den hier gezeigten Plänen und Abbildungen ist noch zu sagen, daß es sich nur um einen Teilausschnitt des gesamten Sonder-Wohnungsprogramms handelt.

Der Block A zeigt eine 5geschossige Wohnhausgruppe an der Nürnberger Straße. Diese Gruppe wurde um 15,00 m von der Straße zurückliegend errichtet, um einmal die Mög-



Hofseite von Wohnblock F

Links: Wohnblock F - Grundriß Erdgeschoß: 1 Wohnzimmer – 2 Schlafzimmer – 3 Küche – 4 Kinderzimmer – 5 Bad mit WC – 6 Flur – 7 Wohnküche – 8 Kochnische – 9 Hausobmann – 10 Werkstatt und Durchfahrt

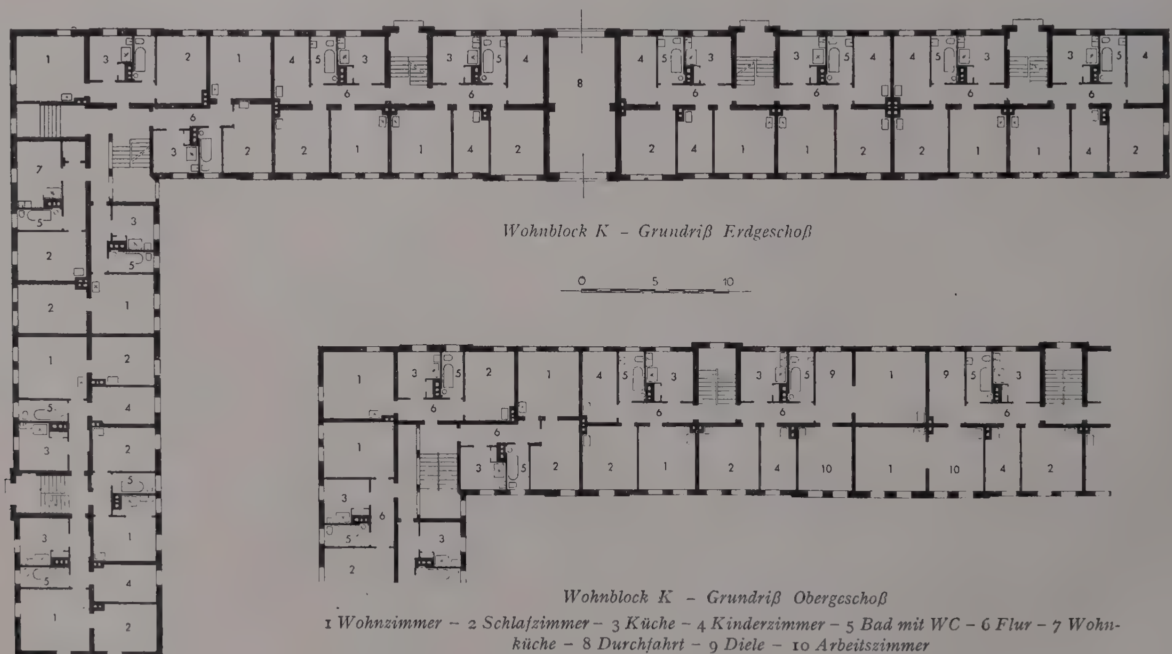


Blick auf Wohnblock K von der Kaitzer Straße

lichkeit zur späteren Verbreiterung der Straße zu haben und zum anderen, um die an der Südfront des Wohnblocks gelegenen Wohnräume etwas von der Straße abzusetzen.

Beim Block A wurde zweimal der Ecktyp 53/10 als Vierspänner und zweimal Typ 53/5 eingebaut zugrunde gelegt. Entlang der Hohen Straße wurde der Block F errichtet. Im mittleren überhöhten Teil mit Durchfahrt wurde zweimal der Typ 53/18, südlich davon zweimal der Typ 53/5, nördlich ein eingebauter Typ 53/5 und ein Ecktyp 53/10 verwendet. Der abgewinkelte Block K wurde im langen Schenkel durch dreimal Typ 53/18, im kurzen Schenkel durch einen Typ 53/5 und einen Ecktyp 53/10 als Vierspänner gebildet. Über der Durchfahrt wurde ein Zwischenkörper zwischen zwei Typen 53/18 eingebaut und über dem Erdgeschoß pro Geschoß je 2 Wohnungen um ein Zimmer vergrößert.

Der kurze Block G besteht aus zwei Typen 53/18.



Wohnblock K – Grundriß Erdgeschoß

Wohnblock K – Grundriß Obergeschoß

1 *Wohnzimmer* – 2 *Schlafzimmer* – 3 *Küche* – 4 *Kinderzimmer* – 5 *Bad mit WC* – 6 *Flur* – 7 *Wohnküche* – 8 *Durchfahrt* – 9 *Diele* – 10 *Arbeitszimmer*



Wohnblock K an der Eisenstuckstraße



Durchgang von Wohnblock K



Hofseite von Wohnblock K und G

Gartenarchitekt BDA Dipl.-Gärtner Hans Greiner

Forschungsinstitut für Städtebau und Siedlungswesen der Deutschen Bauakademie

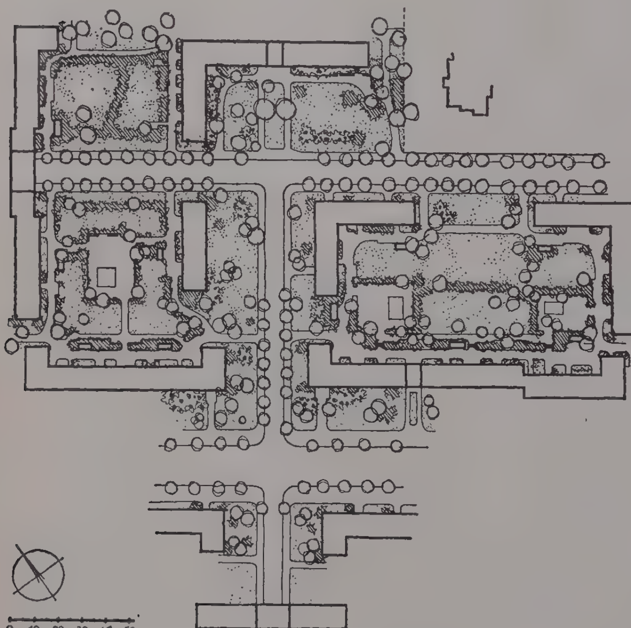
Grünanlagen an mehrgeschossigen Wohnbauten

Versuch einer Kritik

Seit Beginn der Wohnbautätigkeit in der Deutschen Demokratischen Republik ist es eine Selbstverständlichkeit, die einzelnen Wohngebäude entsprechend ihrer Höhe und Gruppierung genügend weit voneinander zu errichten, um gesunde Wohnverhältnisse zu schaffen. Die künstlerische Aufgabe, die die Gestaltung der Wohngebiete darstellt, beschränkt sich daher nicht nur auf das Bauwerk und den Straßenraum, sondern greift auf die zwischen den Gebäuden liegenden Freiflächen über.

Obwohl diese Aufgabe die Architekten schon etwa seit der Jahrhundertwende beschäftigt[1], und im Grunde nicht mehr neu ist, so hat sie doch gegenüber der Vergangenheit besondere Züge angenommen. Diese neuen Züge sind im allgemeinen auf die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse und im besonderen auf die aus ihnen resultierenden künstlerischen Auffassungen zurückzuführen. Im Bauwesen ist durch sie eine Abkehr von Auffassungen erreicht worden, die die Wirkung der Architektur auf Reize der Konstruktion und des Materials einengen und die sogenannte Irrationalität des Raumes propagieren.

Die neuen Bauten und Wohnviertel in der Deutschen Demokratischen Republik sind Zeugen des Bemühens, auf der Grundlage der Architekturtradition die Wirkung der Architektur einzelner Bauten und Gebäudegruppen so zu erweitern und zu bereichern, daß sie imstande ist, das neue gesellschaftliche Leben zum Ausdruck zu bringen. Das drückt sich u. a. in reicher gegliederten Fassaden der Wohnbauten und ihrer Gruppierung zu immer vielgestaltigeren Raumfolgen aus[2]. Der durch Bauten gebildete Raum ist nicht mehr unbestimmt hinsichtlich seiner Grenzen und seiner Orientierung, sondern besitzt meist eine übersehbare Form, die durch die Gliederung der Fassaden einen mehr oder weniger ausgeprägten Rhythmus und eine bestimmte Richtung erhält. Außerdem sind diese Räume gewöhnlich nicht abgeschlossen. Sie suchen Beziehungen entweder zur Straße, zum Nachbarhof oder zu nahen Grünanlagen. Die Gestaltungsaufgabe ist also nicht nur auf einen Raum mit einer Freifläche beschränkt, sondern schließt darüber hinaus auch die benachbarten Räume ein. Da die Freiflächen Teil dieser Räume sind, wird ihre künstlerische Aussage auf eine Verdeutlichung der städtebaulichen Komposition abzielen müssen.



DRESDEN-SÜDVORSTADT

Die durch die Gruppierung der Bauten gewonnene Eingangssituation in das Wohnviertel wird in seinem öffentlichen Charakter durch die eingesetzten gärtnerischen Mittel nicht hervorgehoben.
(Der abgebildete Plan ist aus den Vorentwürfen 1:500 zusammengestellt.)

Angesichts dieser Aufgabenstellung muß man fragen, ob es auch in der Gartenkunst Bemühungen gibt, die mit denen in der Architektur vergleichbar wären; Bemühungen, deren Ziel es ist, die künstlerische Wirkung der Grünanlagen zu bereichern, um dem allgemeinen Bedürfnis nach Schönheit gerecht zu werden.

Wie die angeführten Beispiele zeigen (sie könnten um ein Vielfaches vermehrt werden), gibt es diese Bemühungen. Gleichzeitig aber zeigen sie auch, daß die aus der jüngsten Vergangenheit überkommenen künstlerischen Auffassungen dem Streben nach einer Bereicherung des Ausdrucks entgegenstehen. Das äußert sich u. a. in einer unterschiedlichen Intensität der Aussage in einem Raum. Während sich die Architektur und die städtebauliche Komposition um Aussagen von höherer gesellschaftlicher Bedeutung bemühen, ist die Anwendung gärtnerischer Mittel meist auf das Ziel be-

---

[1] *Henrici, K.:* „Beiträge zur praktischen Ästhetik im Städtebau." München o. J., S. 191. Nach einer Wertung des von Straßen umgebenen begrünten Platzes meint Henrici: „Die Lösung der Aufgabe wird darin zu suchen sein, daß man die Anlage nicht als eine selbständige Planfigur behandelt, sondern sie aus einem Baublock herausschneidet . . ." Mit der gleichen Frage befaßt sich auch *Th. Goecke* in verschiedenen Aufsätzen; u. a. in „Gartenkunst", 9. Jg., 1907, S. 85—89.

Am bedeutendsten erscheint jedoch die Forderung von *P. Wolf* in „Bauen und Wohnen", 1913, S. 97ff.: „Unsere Bauordnungen müssen daher so geändert und ergänzt werden, daß in den Höfen dieselben Werte entstehen können wie an der Straße . . ."

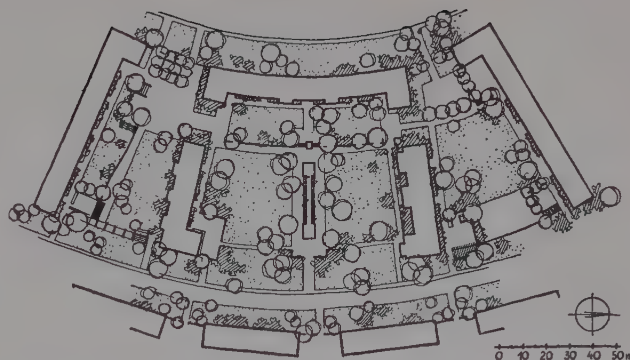
[2] Ausführlich behandelt *K. Junghanns* die Bedeutung der Gruppierung der Wohnbauten in „Deutsche Architektur", 1952, S. 166ff. und in „Der Wohnkomplex als Planungselement im Städtebau", Berlin 1955.

schränkt, das ‚Natürliche', das ‚intim Beschauliche' hervorzuheben. Besonders auffällig wird das vor allem bei solchen Räumen, die sich z. B. einer bedeutenderen Straße öffnen.

Obendrein kann man beobachten, daß die Art und Weise, wie man Pflanzen und andere gärtnerische Mittel einsetzt, nicht ausreicht, um der Rangfolge in bezug auf die gesellschaftliche Differenzierung verschiedener Räume gerecht zu werden.

Es sei daher versucht, in knappster Form auf die Grenzen jener Auffassungen hinzuweisen.

Schon vor der Jahrhundertwende wurden die großen Formen der regelmäßig und unregelmäßig gestalteten Parks in den kleinen Garten gezwängt und nach und nach in Ermangelung großer, gesellschaftlich bedeutender Aufgaben den Bedürfnissen des Individuums und den Maßstäben des kleinen Gartens angepaßt. Der individuelle Charakter und die relative Kleinheit der Aufgaben bewirkte unvermeidlich eine Individualisierung der Gestaltungsprinzipien. Die baulichen Einrichtungen des Gartens, denen ehemals nicht weniger Aufmerksamkeit als der Architektur zuteil wurde, sind auf dem Wege durch die private Hausgartensphäre verkümmert[3]. Die Mauern, die sich gegen ansteigendes Gelände lehnten oder eine Terrasse am Hang stützten, hat man früher genauso behandelt, wie irgendeinen anderen Teil des Bauwerks. Sie wurden gegliedert in der Länge und Höhe ihrer Ansichtsfläche. Heute werden die Mauern aus Bruchsteinen aufgesetzt und das ganze Augenmerk richtet sich auf die Hervorkehrung der Materialstruktur. Und wenn es nur irgend möglich ist, wird das Gefüge gelockert, um den Schein des ‚Natürlichen' zu wecken[4]. Nicht anders verhält es sich mit den Treppen. Wer nutzt ihre künstlerischen Möglichkeiten nur annähernd so, wie es in der Vergangenheit in einer öffentlichen Anlage geschah? Ist heute eine Treppe erforderlich, so wird sie genauso angefertigt, wie es für den Hausgarten ausreichend wäre. Torsituationen, früher Auftakt oder Ausklang von Raumfolgen kennt man kaum mehr. Sie alle sind dem Streben nach „Natürlichkeit" anheimgefallen. An Laubengängen, Wasserbecken und Brunnen haben sich in der Vergangenheit hohe künstlerische Fertigkeiten offenbart. Sie sind verkümmert, nicht weil es an Talenten mangelt, sondern weil die ‚Zeit' keine für die ganze Gesellschaft wesentlichen Aufgaben stellen konnte. Wie aber verhält es sich mit der Anordnung von Pflanzen? Es ist unbestreitbar, daß in den letzten Jahrzehnten der Umfang des Pflanzensortiments beträchtlich zugenommen hat. Man möchte daher auch geneigt sein anzunehmen, daß damit auch neue Anwendungsmöglichkeiten erschlossen worden wären. Das Gegenteil ist jedoch der Fall. Da heißt es z. B.: „Die Pflanzen sind Lebewesen und müssen frei und ungezwungen wachsen können". Da heißt es weiter, „sie sollen ihren Charakter zeigen, wie sie an der Meeresküste, in der Macchia oder am Wiesenbach wachsen"[5]. Sie sollen nicht in ‚schematisch strenger', sondern in ‚lockerer Weise angeordnet' werden[6]. Daraus geht hervor, daß nicht die Bereicherung der Anordnungsmöglichkeiten das Ziel ist, sondern die Auflösung und Verarmung der architektonischen Form, die in den westlichen Ländern immer mehr um sich greift[7].



LUDWIGSFELDE – HEINRICH-HEINE-PLATZ

Das Bemühen, den Grad der Öffentlichkeit dieser symmetrischen Anlage mit der Errichtung von Mauer und Wasserbecken kenntlich zu machen, ist anzuerkennen. Fragwürdig jedoch erscheint die „allzufreie" Anwendung der Pflanzen.

(Nach dem Vorentwurf überzeichnet und ergänzt nach dem Ausführungsentwurf.)

In der Deutschen Demokratischen Republik sind Verhältnisse geschaffen worden, die es ermöglichen und notwendig machen, die Tradition der Gartenkunst wieder aufzunehmen. Das heißt u. a., daß man den Meinungen mit aller Klarheit entgegentreten muß, die sich gegen die gesellschaftliche Bedeutung der Kunst im allgemeinen und gegen die Gartenkunst im besonderen wenden. Das heißt aber nicht, daß man auf die malerisch intimen Wirkungen, die durch die künstlerischen Mittel des Hausgartens erreicht werden können, verzichten soll. Man kann es aber auch nicht gutheißen, wenn man sich lediglich auf diese beschränkt und die großen Traditionen der Gartenkunst unbeachtet läßt.

*

In Dresden entstand in den letzten Jahren im teilzerstörten Wohngebiet zwischen Hauptbahnhof und Nürnberger Straße eine Gruppe neuer mehrgeschossiger Wohngebäude. Sie bilden drei Höfe, von denen der mittlere zur Nürnberger Straße geöffnet ist.

---

[3] *Amman, G.*: „Garten und Landschaft", 1/1953, S. 4—5. Treffend kennzeichnet der Verfasser den Formzerfall in der Gartenkunst des Westens.

[4] *Rotzler, W.*: „Werk", 37. Jg., 1950, S. 65 ff.: „Dem organischen Charakter der Anlage entspricht in der Regel eine Verwendung von Naturstein für Plattenwege, Sitzplätze, locker in den Rasen gestreute Platten, Treppen und Mauern."

[5] Zitiert nach *Amman*. Siehe oben.

[6] Zitiert nach *Rotzler*. Siehe oben.

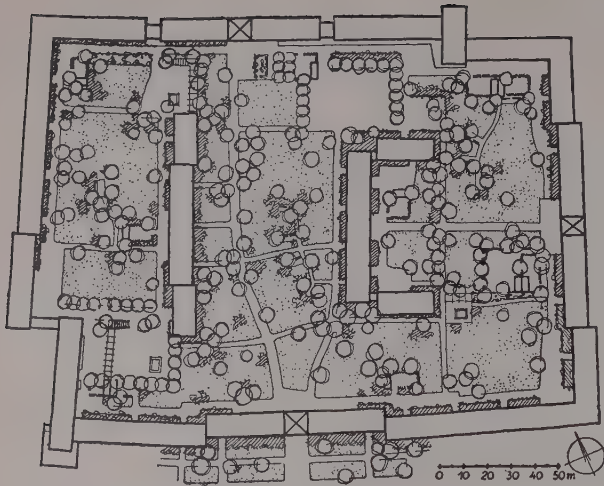
[7] *Amman, G.*, u. a. Verfasser: „Garten und Landschaft", 9/54, S. 20—22: „Jene Form (des regelmäßigen Gartens, Gr.) ist tatsächlich zertrümmert, sie existiert nicht mehr . . ."

Jobst, G.: „Neue Bauwelt", 25/1953, S. 488—489: „Endlich läßt man auch in der Stadt der schlichten Natur ihr Recht und verzichtet auf kostspielige Gartenkunst." Geäußert zum Wettbewerb für die Bebauung des Schöneberger Südgeländes in Berlin.

Last, F.: „Das Gartenamt", 3/1955, S. 41—42:

„Aber es liegt im Zuge der Zeit und man hat eine Vorliebe dafür, auch möglichst alles Stadtgrün unter dem Generalbegriff Landschaft zu bringen und zu behandeln. Doch immer kann dieses Grün höchstens künstliche Landschaft sein und wenn noch soviel gelandschaftet wird."

„Wie dem auch sei, seitdem die Landschaft zur Garnierung massiver Beton-, Glas- und Stahlbauten gehört, ist es auch besser, nicht von Gartenkunst zu sprechen."



STALINSTADT, 2. WOHNKOMPLEX, 1. BAUABSCHNITT

Der Plan ist nach dem ersten Vorentwurf überzeichnet. Er zeigt sehr deutlich die Tendenz zur Auflockerung. Im ausgeführten Projekt verzichtet man auf die spielerische Anordnung der Sitzplätze und führt die Wege auch klarer. Die Beziehungen der sich gegenüberstehenden Wohnblöcke bleiben aber, ähnlich wie im hier gezeigten Vorentwurf, unberücksichtigt.

Nördlich der Eisenstuckstraße hat man die früher durchlaufende Kaitzerstraße durch ein quergestelltes Wohngebäude sowie eine niedrige vorgelagerte Mauer unterbrochen und die Verbindung zwischen den beiden Teilen der Kaitzerstraße durch einen Torbogen hergestellt, der offensichtlich lediglich dem Fußgängerverkehr dienen soll. Durch die architektonische Gruppierung der Wohnblocks hat man eine platzartige Erweiterung der früheren Straße geschaffen, von der aus Einblicke in die Wohnhöfe möglich sind. Die gärtnerische Gestaltung dieses öffentlichen Vorraumes ist jedoch außerordentlich bescheiden gehalten. Man hat sich darauf beschränkt, die vorhandenen Bäume zu erhalten und die Flächen vor den Wohngebäuden anzusäen. So hat man die in der architektonischen Konzeption gegebene Idee durch die gärtnerische Behandlung nicht konsequent genug zu Ende geführt. Die gärtnerische Gestaltung wird hier der durch die Bauten geschaffenen Eingangssituation keineswegs gerecht.

Schaut man von hier aus in die angrenzenden Höfe, dann wird der Blick zuerst von einem Wald aus starken Betonpfeilern und einer Müllgrube gefangen. Selbst wenn die Einrichtung von Wäschetrockenplätzen und Müllgruben nicht zu umgehen ist – durch eine entsprechende haustechnische Ausstattung lassen sie sich vermeiden – dann sollte doch der Versuch gemacht werden, die dafür erforderlichen Flächen einzuschränken oder so anzuordnen, daß sie zwar gut erreichbar sind, aber Sichtbeziehungen zwischen verschiedenen Räumen nicht verbauen. Beide Höfe haben eine klare, regelmäßige Form. Folgerichtig wäre es, wenn man wenigstens die Hauptlinien der Raumgrenzen in der Fläche hätte wiederkehren lassen. Der Bestand an unregelmäßig gepflanzten Obstbäumen ist selbstverständlich zu erhalten. Um aber trotzdem eine klare Gliederung zu bekommen, hätten einerseits die Spielflächen und andererseits die Wege entsprechend angeordnet werden müssen. Die lockernde Wirkung der vorhandenen Bäume hätte man z. T. durch Hecken aufheben können. Statt dessen quellen unregelmäßig bepflanzte Strauch- und Staudenbeete mit krummen Konturen in die Flächen. Diese Tendenz zur Auflockerung des durch die Bauten gegebenen Raumgefüges mittels der Gartenanlagen führt zu einer beträchtlichen Einbuße künstlerischer Werte und wird sich vermutlich auch auf die Pflegekosten ungünstig auswirken. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Gestaltung der Grünanlagen innerhalb der einzelnen Räume nicht von der städtebaulichen Konzeption abgeleitet, sondern mehr oder minder unabhängig von ihr durchgeführt wurde.

*

Während in Dresden an der Nürnberger Straße durch die Gruppierung der Bauten eine durchaus eindeutige Situation vorliegt und gärtnerisch nicht gelöst wird, dürfte man in Ludwigsfelde beinahe vom Gegenteil sprechen. Die Gruppierung der Wohnbauten beruht fast ausschließlich auf dem Prinzip der Randbebauung. Die dadurch entstehenden Hofräume sind z. T. sehr ungünstig geschnitten, so daß für die gärtnerische Gestaltung eben nur die Aufgabe zu lösen war, sie wohnlich zu machen. Nur an einer Stelle ist dieses Prinzip aufgegeben worden. An der kurzen und unbedeutenden Goethestraße hat man einen Teil der Straßenwand weggelassen, so daß sich der Hof zur Straße wendet. Die Einmaligkeit dieser Situation, so möchte man vermuten, hat die örtliche Verwaltung dazu veranlaßt, diesen Hof als Platz hervorzuheben.

Die Planverfasser haben sehr geschickt den Höhenunterschied vor dem Mittelbau für eine Terrasse genutzt und mit einer Mauer abgefangen. Für die offenbar von der örtlichen Verwaltung gewünschte Aufstellung einer plastischen Darstellung des Dichters, der dem Platz den Namen gab, fand man hier die geeignete Stelle. Da der Hof, im Verhältnis zur Tiefe, sehr breit ist, versuchte man den Mittelteil in der Achse der Plastik und des dahinter liegenden Bauwerks (das übrigens auf der gegenüberliegenden Straßenseite keinerlei Entsprechung findet) durch ein Wasserbecken hervorzuheben und zu gliedern. Nur an einer Stelle hat man im Entwurf vorgesehen, einige Bäume regelmäßig zu pflanzen, um dadurch eine bestimmtere plastische Wirkung zu erreichen[8]. Bezeichnenderweise wurde dieser Vorschlag nicht ausgeführt. Die übrigen Bäume, Sträucher und Stauden sind in der üblichen nichtssagenden Weise angeordnet. Im Zusammenhang mit dem, was eingangs über die Entwicklung der Gestaltungsprinzipien gesagt worden ist, erscheint auch die Durchbildung des Wasserbeckens interessant. Neben der erwähnten Aufgabe, als Element der Gliederung zu dienen, mag sicher der Gedanke eine Rolle gespielt haben, den höheren Grad von Öffentlichkeit der Anlage zum Ausdruck zu bringen. Wenn er tatsächlich entscheidend war, dann fragt man sich, warum man den Beckenrand so zurückhaltend behandelt hat und warum man die dadurch ohnehin sehr zaghaft wirkende Form obendrein noch durch seitlich

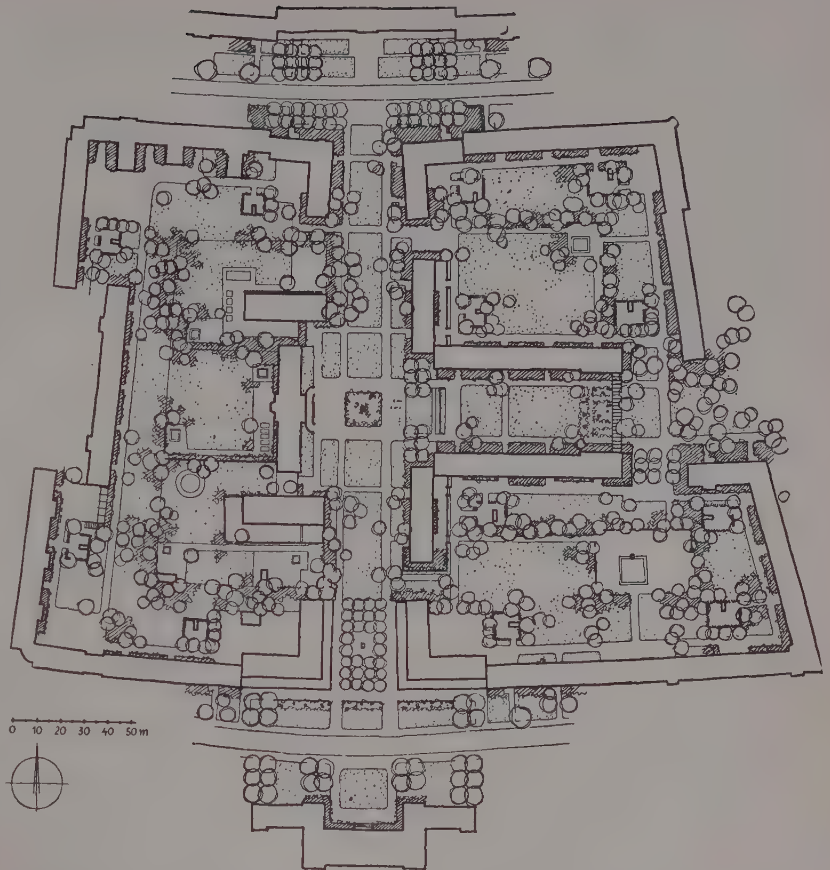
[8] Entwurf im Maßstab 1:200, der der Ausführung zugrunde lag.

angeordnete Sumpfpflanzenbecken auflösen will. Diese Frage könnte auch bei genauerer Betrachtung der Treppen und Mauern gestellt werden. Bedenkt man die Unklarheit in der städtebaulichen Situation, dann bleibt bei der Beurteilung der gartenkünstlerischen Leistung das Bemühen anerkennenswert, dem öffentlichen Charakter des Hofes gerecht zu werden. Einzuwenden ist jedoch, daß man dabei die Pflanzen fast ausschließlich in ‚freier' Anordnung verwendet und den künstlerischen Möglichkeiten, die das Wasserbecken bietet, offenbar aus dem Wege gegangen ist.

*

Wenn Stalinstadt als drittes Beispiel herangezogen wird, dann deshalb, weil sich hier die Entwicklung mit der Tendenz, die aufgelöste Form zu überwinden, von Bauabschnitt zu Bauabschnitt deutlicher abzeichnet.

Da das Straßenraster sehr weitmaschig ist, hat man mit Recht etwa parallel zur Magistrale je eine Grünverbindung, die durch die Wohnhöfe führt, projektiert. In den ersten beiden Wohnkomplexen reicht sie vom Platz der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft bis zur Schule am Südrand der Stadt. Damit war innerhalb der Wohnblocks eine Sphäre geschaffen worden, die sich von den benachbarten Höfen durch einen höheren Grad an Öffentlichkeit abhebt. Bemerkenswert ist dabei, daß die ursprüngliche Konzeption, die ‚Landschaft' in die Stadt zu führen, aufgegeben worden ist. Das Nachklingen dieser Auffassung spürt man noch sehr deutlich am Beispiel des ersten Bauabschnittes des zweiten Wohnkomplexes. Im zweiten Bauabschnitt desselben Komplexes hat man die eindeutigere städtebauliche Konzeption nicht übersehen und die richtigen Folgerungen daraus gezogen. Die Bautengruppe, die Kinderkrippe und Kindergarten enthält, ist Kulminationspunkt des Grünzuges, der sich in nordsüdlicher Richtung erstreckt. Die Achse der Bautengruppe wird auf der gegenüberliegenden Seite des Grünzuges von Wohnbauten flankiert und an ihrem Ende von einer aus Betonsäulen errichteten Pergola gefangen.



Der abgebildete Plan stellt den umgezeichneten Vorentwurf dar. Die räumliche Gliederung der Wohnhöfe, besonders im östlichen Teil der Anlage, ist klar. Der öffentliche Raum hebt sich auch in seiner gärtnerischen Gestaltung deutlich von den benachbarten Höfen ab.

Folgerichtig ist die Fläche vor dem Kindergarten durch ein regelmäßig geformtes und ebenso bepflanztes Blumenbeet hervorgehoben. Allen anderen mit Stauden und Sträuchern bepflanzten Flächen ist ein eindeutig bestimmter Platz in der Gesamtgestaltung zugewiesen und ihre Abgrenzung ist klar.

Da der in nordsüdlicher Richtung verlaufende Grünzug, der in diesem Bauabschnitt über 300 m lang ist und in der Achse des Kindergartens eine starke Zäsur erfährt, kommt der Gliederung des Raumgefüges eine große Bedeutung zu. Der Plan läßt erkennen, daß man versuchte, den Platz vor dem Kindergarten durch unregelmäßig gepflanzte Baumgruppen zu fassen. Und um die Bedeutung der Querachse zu mindern, hat man außerdem mit regelmäßig gepflanzten Gruppen den Durchblick etwas eingeengt. Den Abschluß des Grünzuges im Norden und im Süden hätte man sich allerdings besser gewünscht. Statt des Blockes von regelmäßig gruppierten Bäumen, der das reichgegliederte, vorgezogene Sockelgeschoß an angrenzenden Bauten überschneidet, wären 2 bis 3 Baumreihen, quer zum Grünzug angeordnet, besser gewesen.

Damit hätte man den Platz vor der Schule in den Grünstreifen hineingezogen, aber auch gleichzeitig eine ausreichend deutliche Abgrenzung geschaffen. Allerdings hätte man folgerichtig auch im Norden eine ähnliche ‚Schwelle' anlegen müssen. Der Rhythmus der Raumgliederung wäre dadurch kräftiger und deutlicher erlebbar geworden.

Trotz der Einwände muß aber auch gesagt werden, daß es dem Planverfasser gelungen ist, mit einfachen Mitteln der unterschiedlichen Bedeutung verschiedener Räume eines städtebaulichen Ensembles gerecht zu werden. Dabei ist hervorzuheben, daß die Unterschiedlichkeit in der künstlerischen Wirkung hauptsächlich durch eine der Gebäudegruppierung entsprechende Anordnung der Pflanzen erreicht wird.

Damit sind die ersten Schritte auf einem Weg zurückgelegt, der zu einer echten Bereicherung der Ausdrucksmöglichkeiten der Gartenkunst führen wird.

Zur Diskussion:

Die Planung der Altstadtbebauung von Neubrandenburg

Die Wiederherstellung des historischen Stadtplanes von Neubrandenburg mit seinem typischen Raster bildet das wesentliche Element des Wiederaufbaues, der jetzt durch die Veröffentlichung in Heft Nr. 7/1955 der ‚Deutschen Architektur' weiten Kreisen bekannt wurde. Soweit das die wenigen wiedergegebenen Pläne erkennen lassen, ist damit jedoch eine andere Gefahr verbunden, die Gefahr, daß hier eine ganze Stadt in ‚nordischer Renaissance' entsteht, die nach ihrer Fertigstellung weder uns noch unsere Nachfahren befriedigen dürfte. Nicht nur in der Erfüllung moderner materieller Bedürfnisse, sondern vielmehr in ihrem ästhetischen Gesamteindruck. Denn neben dem ,,maßstablosen Schematismus" moderner Wohnblöcke, vor dem Prof. Hopp berechtigterweise warnt, entsteht hier die Gefahr eines gestalterischen Schematismus, der nicht minder übel ist. Auch die geschickte Herstellung einer gewissen Unregelmäßigkeit durch Trennung der Wohnhausabschnitte wird zum Schematismus, wenn man sie zu weit treibt. Unserem modernen Bauen entspricht nun einmal die liebenswürdige Unregelmäßigkeit der handwerklichen Fertigung und des in Jahrzehnten Gewachsenen nicht mehr. Es gibt für solche Versuche eine Reihe negativer Beispiele.

Ich weiß nicht, ob die Gefahr eines derartigen gestalterischen Schematismus besteht; in der Gestaltung des neuen Marktplatzes ist sie jedoch akut vorhanden, wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Man kann dem Schematismus des ,,Stils" meines Erachtens begegnen, wenn man sich nicht fürchtet, einzelne Straßen, Ensembles, kleine Plätze, Höfe oder hervortretende Bauten mit modernen Mitteln zu gestalten und somit einen wirksamen Kontrast herzustellen, der erkennen läßt, daß diese Stadt von Menschen des 20. Jahrhunderts gebaut wurde und bewohnt wird, die moderne Bedürfnisse und Lebensformen haben.

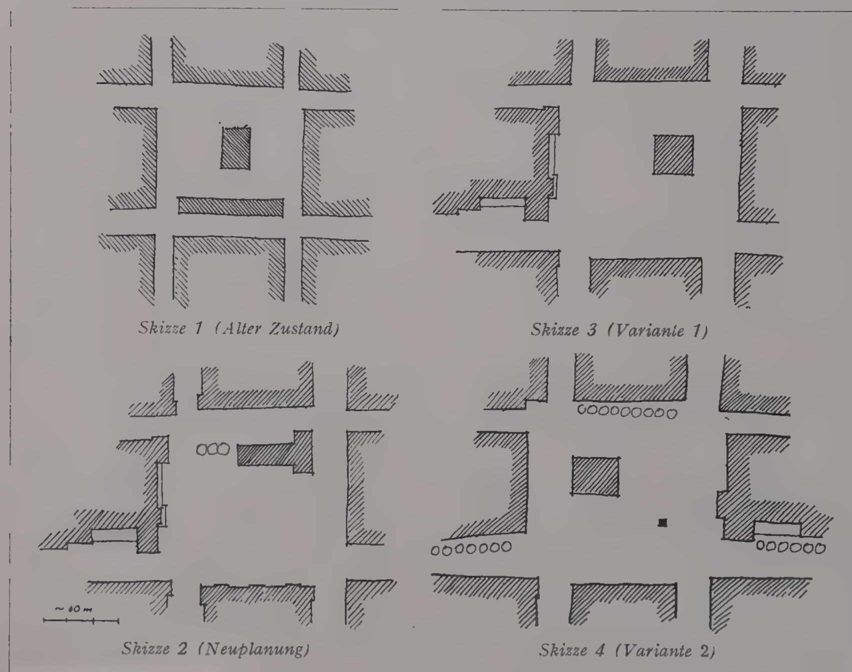
Zur Gestaltung des Marktplatzes. Es ist richtig, daß man den alten Marktplatz im Herzen der Stadt auch zum Zentrum des neuen Lebens macht. Es scheint aber, daß sich hier die Autoren einige entscheidende Faktoren der Wiederherstellung des alten, schönen Stadtgefüges mit den ihm eigenen Reizen haben entgehen lassen.

Man hat die Korrektur, das Rathaus wieder an den Marktplatz zu stellen, bereits vorgenommen. Man sollte hier jedoch konsequenter sein und das Rathaus wirklich *auf* den Platz stellen. Die Wiederherstellung solcher Akzente ist wichtiger als eine Unmenge von Details. Die jetzt vorgesehene Stellung des Rathauses entspricht dem nicht, denn es steht nicht auf dem Platz, wie Prof. Hopp behauptet, sondern bildet eine eindeutige Platzwand, was noch durch die vorspringende Ecke der westlichen Platzwand und die angedeutete Baumpflanzung unterstützt wird. (Siehe Skizze 2.) Vielleicht sollte man sich hier von einer festen Konzeption trennen und seine Auffassung über die Gestaltung des Marktplatzes grundlegend ändern. Es ist in der Tat so, daß der Charakter eines zentralen Platzes ein viel entscheidenderes Merkmal einer städtebaulichen Anlage ist, als beispielsweise das System der Straßen, denn für den räumlichen Eindruck, den ein normaler Mensch von einer Stadt empfängt, ist das Bild der bedeutendsten Räume bestimmend und nicht das Raster von Straßen, welches außer dem Fachmann nur wenige beeindrucken wird.

Es scheint also im Interesse der Wiederherstellung des Charakters des Zentralen Platzes geboten, einen Schritt weiterzugehen und das Rathaus wirklich auf den Platz zu stellen. Da die aus Skizze 3 ersichtliche Situation, die dem entspräche, eine zu starke Trennung des Platzraumes von der Nord–Süd-Magistrale bedeuten würde, wäre zu erwägen, ob ein Verlegen des Kulturhauses auf die Ostseite des Platzes möglich ist. Dadurch käme das Rathaus dann auf den westlichen Teil des Platzes zu stehen (Skizze 4). Es würde dadurch außerdem erreicht, daß die Nord–Süd-Magistrale (Thälmannstraße) eine bessere räumliche Beziehung zum Platz bekäme und dem Schnittpunkt der beiden sich kreuzenden Magistralen besser Rechnung getragen würde, als das bei der vorgesehenen Lösung der Fall ist. Die Ausmaße des Platzes kämen der historischen Situation näher. Ich weiß, daß hier der übliche Einwand kommt, man brauche viel Platz für Kundgebungen usw. M. E. kann die Weiterentwicklung unserer städtebaulichen Tradition nicht darin bestehen, daß man die historischen Plätze einfach monumentalisiert und maßstablos vergrößert. Besser ein Platz, der bei Kundgebungen wenige Male im Jahr überfüllt ist, als eine Fläche, die tagaus tagein nicht mit Leben erfüllt werden kann. Der projektierte Zentrale Platz hat eine größte Ausdehnung von mehr als 150 Metern. Das bildet bei einem Durchmesser der gesamten Altstadt von nur 700 Metern eine ernste Gefahr für den Maßstab. Der alte Platz hatte nur eine größte Ausdehnung von etwa 100 Metern, und diese war durch das mitten darauf stehende Rathaus kaum wahrnehmbar. Die vorgeschlagene Variante ließe eine Länge von 120 Metern wahrnehmbar erscheinen. Auf der freien Fläche zwischen Rathaus und Ernst-Thälmann-Straße würden bequem 30000 Menschen Platz finden.

Zur Architektur des Zentralen Platzes. Was für die Planung als Gefahr angedeutet wurde, ist bei der Gestaltung der Gebäude des Zentralen Platzes offensichtlich. Hier sind die ,,der nordischen Renaissance entlehnten" Motive zu Tode geritten. Diese Gestaltung ist ein typisches Ergebnis der bisher herrschenden fehlerhaften Auffassungen über die Architektur, die nur Fassaden, Wände, Oberflächen sah und keine Beziehungen zum Inhalt, zum Zweck der Gebäude und zu unseren modernen Auffassungen kannte. Sollten die Gebäude in dieser Form zur Ausführung gelangen, werden sie in ebenso lebloser und kalter Pracht vor uns stehen, wie manche der neuen Bauten in Dresden, Magdeburg und anderen Städten. Man kann die alten Formen nicht zu neuem Leben erwecken und wenn man noch so eifrig ,,Motive entlehnt". Unsere werktätigen Menschen werden zu dieser Gestaltung kaum eine Beziehung haben, sie werden die Leistung respektieren und das wird ihr gegenwärtiges Urteil bestimmen. Sie können aber die einer längst vergangenen Zeit entnommenen Formen nicht als Ausdruck ihres Lebens empfinden. Ein Augenblicksurteil kann für den Architekten hier nicht maßgebend sein, denn er muß weitersehen, er baut für die Zukunft und niemand nimmt ihm dafür die Verantwortung ab. Man kann Architekturformen, die z. B. das Bremer Rathaus einmalig machen, nicht platterweise auf ein Kulturhaus in Neubrandenburg übertragen. Das Ergebnis wird peinlich wirken und in keiner Weise dem Wesen unserer Zeit entsprechen. Die negativen Begleiterscheinungen eines derart formalistischen Denkens lassen sich am Grundriß dieses Kulturhauses erkennen. Um der äußeren Formvorstellung willen hat man hier gegen elementare Bedingungen der funktionellen und künstlerischen Raumbeziehungen und der Zweckerfüllung verstoßen. Einige Beispiele: Es ist umstritten, ob man den Saal eines Kulturhauses, der doch verschiedenen Zwecken dienen soll, ohne natürliche Belichtung läßt. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß man die Halle eines solchen Gebäudes nicht zu einem stockdunklen Raum macht, der keine Beziehungen nach außen, zum Platz, zum Garten, zum Licht hat. Wie kann man sich die Wände einer solchen Halle (Garderobenvestibül im Erdgeschoß, siehe Grundriß in Heft 7 der ‚Deutschen Architektur') mit Toiletten verbauen? Mußten die Klubräume wirklich in so verstohlenen Ecken liegen, so lieblos zusammengepfercht, wie eine Kantine möbliert und um der reizvollen Arkaden willen ohne Licht und Sonne? Ließ sich für den zweiten Saal keine andere Erschließung finden als am Treppenloch vorbei mit zwei, kaum drei Meter breiten Gängen, in denen sich der Verkehr beider Säle drängt? Wenn man das Saalgeschoß betritt, steht man vor einem mächtigen Büfett, aber um in den Saal zu gelangen, muß man sich zwischen Pfeilern hindurch um zwei Ecken zwängen. Um der lieben Symmetrie willen hat man hier so manche Torheiten begangen, die sich bitter rächen werden und obendrein teuer bezahlt werden müssen.

Abschließend wäre nur zu sagen, daß die Vorschläge für den Wiederaufbau Neubrandenburgs im ganzen gesehen eine Arbeit sind, die viel Anerkennung verdient. Es ist aber noch nicht alles so, daß man es kritiklos einer Ausführung überlassen kann. *Architekt BDA Dipl.-Ing. J. Bach*



Skizze 1 (Alter Zustand) — *Skizze 3 (Variante 1)* — *Skizze 2 (Neuplanung)* — *Skizze 4 (Variante 2)*

Die Probleme konsequenter durchdenken!

Die Veröffentlichung der Planungen für den Wiederaufbau von Neubrandenburg durch Prof. Hopp in der Zeitschrift ‚Deutsche Architektur', Heft 7/1955, und die Kritik von Dipl.-Ing. Bach werfen viele Fragen auf, deren Lösung nicht nur für den Wiederaufbau historisch wertvoller kleiner Städte, sondern auch für die Gestaltung der Wohngebiete überhaupt von großer Bedeutung ist. Die Planung selbst stand vor der Notwendigkeit, denkmalpflegerische Gesichtspunkte mit den neuen Voraussetzungen und Zielen vor allem unseres Wohnungsbaues zu einer Synthese zu bringen, und hier ergeben sich die größten Meinungsverschiedenheiten. Die Schwierigkeit besteht in dem historischen Charakter der Stadt, die auf der Grundlage des individuellen Hauses auf kleinen Parzellen entstanden ist, und der Durchführung des Wiederaufbaus mit typisiertem Wohnungsbau in einheitlicher Planung. Über die Berechtigung der Forderung, den typisierten Wohnungsbau dem alten Charakter anzupassen, besteht bei Neubrandenburg kein Zweifel; völlig offen aber ist die einzuschlagende Methode. Prof. Hopp tritt für eine mehr oder weniger individuelle architektonische Gestaltung der einzelnen typisierten Hauseinheiten ein und sieht das Problem im Suchen nach einem Mittelweg „zwischen unwahrer Romantik und maßstablosen Schematismus".

Kollege Bach bemängelt diese Methode und ihre Formulierung mit Recht als völlig ungenügend. Man darf bei der Beurteilung nicht außer acht lassen, daß Typisierung der Bauten und Bauausführung in großen Komplexen, hier also über die ganze Altstadt hinweg, nicht etwas Zufälliges sind, sondern eine grundlegende Tatsache unserer neuen gesellschaftlichen Ordnung darstellen. Die Frage ist, ob die eingeschlagene Reindividualisierung der typisierten Hauseinheiten unsere neue gesellschaftliche Situation widerspiegelt oder sie im Straßenbild verschleiert. Denn mit ihrer Verschleierung wird – darüber läßt die ästhetische Theorie keinen Zweifel – gegen ein Grundgesetz des architektonischen Gestaltens verstoßen.

Die Wohnhausarchitektur ist bis zum 18. Jahrhundert deshalb so ausdrucksvoll, und die damit geformten Straßenräume sind so charakteristisch in jeder Epoche, weil darin die jeweilige gesellschaftliche Situation in ihrer ganzen Vielfalt der Beziehungen, vom ökonomischen Bereich über die Bautechnik und die Wohnkultur bis zu den gesellschaftlichen Leitideen zum Ausdruck gekommen ist. Es steckt immer eine bestimmte Logik der Tatsachen dahinter, die allein die Gewähr für die Übereinstimmung zwischen dem Ausdrucksgehalt der Fassaden und dem wirklichen Leben, d. h. dem tatsächlichen Denken und Empfinden der Menschen bietet. Auch wir sind der Logik bestimmter, neuer, für unsere gesellschaftliche Situation typischer Tatsachen unterworfen, die unsere Gedanken und Vorstellungen bestimmen oder künftig bestimmen werden, und die wir deshalb in unserer schöpferischen Arbeit berücksichtigen müssen. Man muß sich endlich zu der Erkenntnis durchringen, daß man mit der Verschleierung von Grundtatsachen unseres Lebens keine lebendige und überzeugende Wohnhausarchitektur entwickeln kann. Unter unseren neuen gesellschaftlichen Bedingungen ist es unmöglich, eine ganze Stadt aufzubauen, die im Ergebnis das Bild einer Anlage mit individuell gestalteten Einzelhäusern auf privaten Parzellen bietet. Das läßt sich nur noch ausnahmsweise bei dem Wiederaufbau begrenzter, künstlerisch wertvoller historischer Ensembles durchführen. Dagegen konnte man Freudenstadt im alten Charakter aufbauen, weil die wichtigsten Grundvorausr setzungen dafür – der private Grundbesitz, der private Bauherr und der individuelle Entwurf jedes Hauses – noch gegeben waren[1]. In Neubrandenburg ist das aber nicht mehr der Fall, und deshalb lassen die Projekte bestenfalls ein imitiertes, von „nordischer Renaissance" durchtränktes Freudenstadt erwarten.

Im südlichen Teil von Lauchhammer-West findet man ähnliches bereits gebaut. An einer eben fertiggestellten Straße stehen sich z. B. Wohnblocks mit vier verschiedenen Sockelhöhen gegenüber. Statt interessanter Mannigfaltigkeit, die diese Gestaltungsweise hervorrufen soll, entsteht der Eindruck unbegründeter Willkür, ja völliger Kopflosigkeit der Projektierung. Man kann vor solchen Irrwegen nicht ernsthaft genug warnen.

Aber auch Kollege Bach geht in seiner Kritik auf das Wesen der Sache nicht ein. Er beschränkt sich auf eine impulsive Absage an das architektonische Detail der Neuplanung. Indessen kann man darüber doch erst sprechen, wenn die unseren neuen Verhältnissen gemäße Gestaltungsweise im Grundsätzlichen völlig klar ist. Und daran fehlt es offensichtlich bis heute allgemein. Die Typisierung zählt unwiderruflich zu den wichtigsten ökonomisch-technischen Voraussetzungen unseres neuen Wohnungsbaues, und damit auch die wiederholte Anwendung gleicher oder ähnlicher typisierter Hauseinheiten. Man kommt nicht darum herum, diese Tatsache so eindeutig und eindrucksvoll als nur möglich zur Darstellung zu bringen, auch in Neubrandenburg. Über die einzuschlagenden Gestaltungsmethoden habe ich einige Hinweise zu Anfang des Jahres in dieser Zeitschrift zu geben versucht[2]. Es gibt für diese Aufgabe nur einen Weg: das Gleiche gleichartig zu lassen und durch rhythmische Reihung als Element eines größeren Zusammenhanges kenntlich zu machen, es durch den Wechsel rhythmisch sich folgender architektonischer Akzente zu beleben und in der Wirkung zu steigern. Die Begrenzung solcher Reihungen muß sich dabei aus der Unterteilung der Straßenräume ergeben.

Die alte, durch die geringe Breite der ursprünglichen Parzellen entstandene Gliederung der Straßenräume braucht dabei nicht verlorenzugehen – sie kann bewahrt werden in dem Rhythmus der neuen typisierten Hauseinheiten und durch die architektonischen Akzente, die im Einklang mit diesem Rhythmus und mit der Funktion der dahinterliegenden Räume über die Straßenwand verteilt werden. Die Vorarbeit für die künstlerische Gestaltung muß also schon mit der Auswahl der Haustypen nach ihrer Breite beginnen, wie es auch bei der Projektierung Neubrandenburgs schon erfolgt ist. Das neue Straßenbild wird selbstverständlich nicht mehr das alte sein; Straßenwände wie die von Koll. Brückner veröffentlichten mit ihrem willkürlichen Wechsel von Traufen- und Giebelhäusern sind durch die Zerstörung der Stadt unwiderbringlich verloren[3]. Nur wenn unsere Architekten das Mittel des Maßstabes beherrschen, werden sie einen Hauch der alten, behaglichen Stadt auch mit der neuen Gestaltungsweise in die Zukunft hinüberretten können. Die vielen guten Fassadeneinzellösungen in den veröffentlichten Entwürfen für Neubrandenburg lassen erkennen, daß solche befähigten Kräfte vorhanden sind.

Kollege Bach wendet sich weiter gegen die in den Neubrandenburger Projekten gewählte nordische Renaissance und fordert eine Gestaltung „mit neuen Mitteln". Man muß ihm zustimmen, wenn er damit die eklektizistischen Tendenzen ablehnt, die in den Entwürfen zutage treten; man muß allerdings widersprechen, wenn er die Weiterentwicklung unserer nationalen Traditionen überhaupt meint. Um nicht Bekanntes zu wiederholen, sei nur darauf hingewiesen, daß Freudenstadt eine behagliche, geradezu heitere Stadt ganz mit ‚alten' Mitteln geworden ist; mit Arkaden, Erkern und stehenden Dachfenstern, mit romanisch einfachen Rundsäulen, Fachwerkandeutungen und Klappläden. Gerade darin liegt ja eine der Ursachen für die große Zustimmung, die der Wiederaufbau allgemein gefunden hat. Darauf wird wahrscheinlich auch Kollege Bach nicht verzichten wollen.

In jeder eklektizistischen Überspitzung liegt die Gefahr der Vernachlässigung der konstruktiven und funktionellen Seite des Bauens. Kollege Bach hat am Beispiel des Kulturhausentwurfes die nachteiligen Folgen gezeigt. Man könnte seine Bemerkungen leicht ergänzen. Auch in der städtebaulichen Lösung, z. B. in der Anordnung des Rathauses oder in der Gestaltung und Eingliederung des Warenhauses ist versäumt, die unmittelbaren praktischen Gesichtspunkte voll zu berücksichtigen und in eine interessante städtebauliche Komposition umzusetzen.

Wo sind z. B. die Parkplätze für die neuen öffentlichen Gebäude? Soll der Festplatz künftig mit Kraftwagen und Autobussen angefüllt sein oder wird man damit die Straßen verstopfen? Mit Hilfe des Rathauses könnte man einen Nebenplatz des Marktplatzes für Parkzwecke und als Autobushaltepunkt schaffen. Eine Verkleinerung des Marktes wird, wie Kollege Bach nachweist, kein Fehler sein. Die Millionenstadt Prag ist vom großen Letnaplateau reuig wieder zum Wenzelsplatz als Demonstrationsplatz zurückgekehrt, weil mit einer gewissen Enge auch der Eindruck der für ein Fest unerläßlichen Lebensfülle hervorgerufen wird. Andererseits ist das Warenhaus wie im kapitalistischen Städtebau in eine Bauflucht mit der Wohnbebauung gesetzt und nichts deutet an, daß es für uns als Symbol der Leistungsfähigkeit unserer Industrie eine höhere Bedeutung hat und überdies von sehr vielen motorisierten Käufern aus den umliegenden Dörfern aufgesucht werden wird. Es sollte trotz der Eckruine möglich sein, den Baukörper zurückzusetzen, einen Parkplatz davor zu schaffen und damit eine Platzkombination zu erreichen, die Markt, Warenhausvorplatz und Kirchplatz in eine interessante, von verschiedenen öffentlichen Gebäuden charakterisierte Platzkombination verwandelt. Verlockt nicht die gleichmäßige Reihung der Fenster des Warenhauses zu einer Architektur, die so technisch richtig und großzügig einfach ist, wie die der Mauthalle in Nürnberg, und die gerade damit das gegebene Bindeglied zwischen den beiden alten Plätzen wäre?

Auch der Kirchplatz erscheint mit seiner lockeren, parkartigen Begrünung noch recht zufällig gestaltet. Fraglich ist auch, ob die Straßenabschnitte an den Stadttoren, die doch weithin bekannte Denkmäler mittelalterlicher Architektur darstellen, so gestaltet sind, daß eine wirkliche Raumkomposition mit den alten Dominanten erreicht wird.

Wie man sieht, wirft der Wiederaufbau einer ganzen Stadt mit starken historischen Bindungen unter den neuen Bedingungen unserer Gesellschaftsordnung naturgemäß eine ganze Fülle von Problemen auf. Es ist schlechterdings unmöglich, sie auf Anhieb zu lösen und von vornherein so zu planen, daß das Neue mit dem Alten zu einer vollendeten Synthese gebracht wird. Im Grunde kann diese Aufgabe nur durch eine stetige Auseinandersetzung auf breitester Basis gelöst werden. Deshalb ist die Veröffentlichung von Prof. Hopp und die Entgegnung von Dipl.-Ing. Bach ein sehr begrüßenswerter Vorstoß, der um so schönere Früchte tragen wird, je mehr Kollegen sich an der Auseinandersetzung beteiligen.

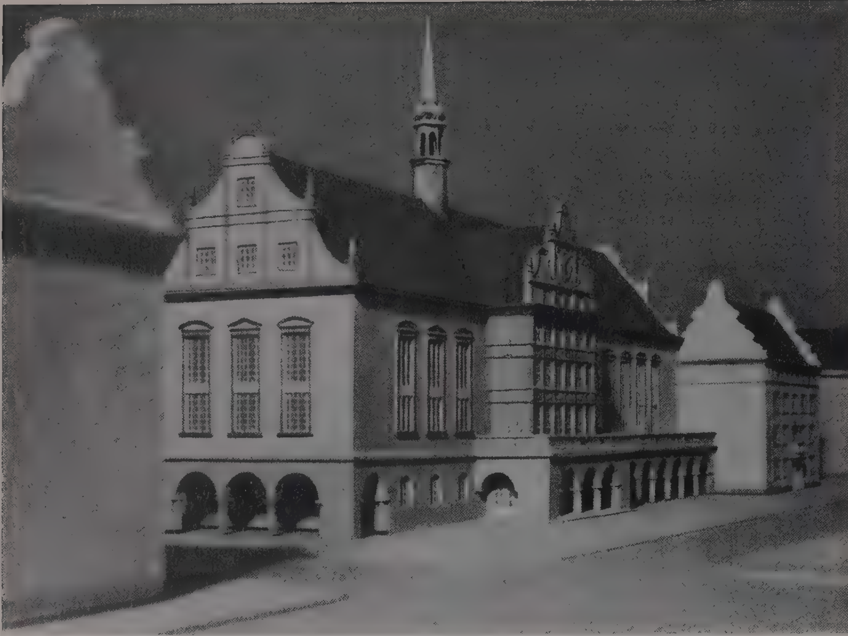
Dipl.-Ing. Kurt Junghanns

---

[1] Bericht über den Wiederaufbau von Freudenstadt von Prof. Hanns Hopp in ‚Deutsche Architektur', Heft Nr. 5/1955.

[2] ‚Deutsche Architektur', Heft Nr. 1/1955, Seite 25.

[3] ‚Deutsche Architektur', Heft Nr. 7/1955, Seite 304 und 305.



Das Kulturhaus am Zentralen Platz in Neubrandenburg. 2. Vorprojekt.
Entwurf: Architekt BDA Dipl.-Ing. Dietrich Zahn

Keine bloße Kopie!

Die Ausführungen des Kollegen Bach enthalten einige richtige Gedanken, die bei der Weiterentwicklung unseres Projektes berücksichtigt werden. Er warnt mit Recht vor einem ,,gestalterischen Schematismus". Es wäre bedenklich, ,,eine ganze Stadt in nordischer Renaissance entstehen zu lassen".

Eine Häufung historischer Formen würde eine Steigerung des Maßstabes und die Bildung besonderer Akzente außerordentlich erschweren. Das bedeutet jedoch nicht einen völligen Verzicht auf die Anwendung historischer Formen.

Wir sind durch eine lange Kette von Entwicklungsstadien gegangen, die ein Bestandteil von uns geworden sind. Ein Stil besteht nicht nur aus vergänglichen Formen, sondern enthält auch allgemeingültige und allzeit richtige gestalterische Erkenntnisse. Viele unserer Bauaufgaben stellen uns vor Probleme, die denen früherer Epochen ähneln. Daraus kann sich eine architektonische Haltung ergeben, die gewisse Parallelen, z. B. zu der Renaissance oder zum Klassizismus aufweist. Sie darf jedoch nie eine bloße Kopie dieser Stilepochen sein. Dafür sind unsere veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse, unsere veränderte Technik, zu bedeutende und bestimmende Faktoren. Doch weder unsere gesellschaftlichen Verhältnisse noch die neuen technischen Bedingungen verbieten uns, an historische Beispiele anklingende Motive anzuwenden, wenn sie nicht im Widerspruch zum Inhalt stehen und wenn sie – ganz schlicht ausgedrückt – gefallen. Es ist nicht einzusehen, warum wir auf die Verwendung solcher historisch überlieferten Schönheit verzichten sollten.

Es ist auch von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß im Falle Neubrandenburgs die Maßstabsbildung der Wohnstraßen nicht durch eine unwahre Verniedlichung und Romantisierung, durch willkürliche, dem neuen Inhalt sowohl als auch den neuer Bauweisen nicht entsprechende Differenzierung der Trauf-, First- und Geschoßhöhen, erreicht werden darf. Ich möchte mich hier der Stellungnahme des Kollegen Junghanns anschließen.

Kollege Bach hat m. E. recht, wenn er die Meinung vertritt, daß die Weiterentwicklung unserer städtebaulichen Tradition nicht darin bestehen darf, unsere historischen Plätze zu monumentalisieren und zu vergrößern. Ein Platz soll so groß sein, daß er bei stärkster möglicher Besetzung gerade knapp ausreicht bzw. gerade knapp überfüllt ist. Kundgebungen auf einem nur zur Hälfte gefüllten Platz wirken kümmerlich und alles andere als demonstrativ. Ein Platz ist aber auch im alltäglichen Leben außerhalb besonderer Ereignisse gleichzeitig ,,Wohnraum" der Stadt. Überdimensioniert, in keinem Verhältnis zur Stadt und zur umgebenden Bebauung stehend, ist er jedoch eine Platzangst hervorrufende Wüste.

Doch das trifft keineswegs für den Zentralen Platz in Neubrandenburg zu. Seine Längsausdehnung beträgt nicht, wie Kollege Bach meint, 150 m, sondern 130 m, und das ist fast das gleiche Maß, wie es der alte, historische Platz vor Errichtung des herzoglichen Palais hatte, bei damals geringeren Traufhöhen.

Zu den Skizzen des Kollegen Bach möchte ich folgendes bemerken:

Das Kulturhaus als Kristallisationspunkt des kulturellen Lebens, seine Baumaße, seine Gestaltung benötigen den freien Platz vor sich. Er hat keine Beziehung zum Verkehr auf der ‚Magistrale'. Seine Stellung an der Thälmannstraße würde ihm eben durch den – wenn auch nur mittelstädtischen – Verkehr etwas Flüchtiges, Ruheloses zubringen. Seine Aufgabe fordert aber, daß dem Besucher auf seinem Wege eine vorbereitende Sammlung, die Bildung einer festlichen Stimmung ermöglicht wird. Nicht alle Kulturstätten besitzen diese vorbereitende Atmosphäre. Wo sie aber möglich ist, sollte man sich ihrer bedienen.

Für das Rathaus sollte in der Tat eine bessere Lösung gesucht werden. Eine Kritik an der vorliegenden Konzeption ist deshalb begrüßenswert, und es ist zu hoffen, daß die Kritiken hier weiterhelfen. Der Vorschlag des Kollegen Bach erscheint mir jedoch unreal. Neubrandenburg ist nicht mehr eine Stadt von 5000, sondern – in naher Zukunft – von 50000 Einwohnern. Diese Tatsache sowie die erweiterten Aufgaben einer städtischen Verwaltung stellen ganz andere Raumanforderungen an ein Rathaus, als die Situation im 16. bis 18. Jahrhundert. Dieses vervielfachte Raumbedürfnis ist jedoch nicht in einem winzigen, annähernd quadratischen Häuschen mitten auf dem Platz unterzubringen. Ich glaube, auch eine neue veränderte Lösung kommt nicht um einen gestreckten Baukörper im Norden des Zentralen Platzes herum. Der dabei entstehende kleinere, intimere Platz ist durchaus kein Novum. Ihn in richtige Beziehung zum Hauptplatz zu bringen, ist dabei die wichtige Aufgabe der Projektanten.

Was jedoch wesentlich ist:

Die Länge des Gebäudes ist nicht so ausschlaggebend für die Bildung einer Platzwand. Auch ein kurzes Bauwerk, ein Turm, ja selbst ein Baum kann bekanntlich den optischen Eindruck eines Platzabschlusses vermitteln. Der Vorschlag des Kollegen Bach zerteilt den Markt in 2 bzw. sogar 3 Plätze, welche Tatsache er sogar noch durch das Markieren eines Denkmals oder dergl. (schwarzes Quadrat) betont. Was angesichts des überdimensionalen Freudenstädter Platzes richtig ist, wird hier ins Gegenteil gerückt. Es ließen sich sicherlich auf diese Weise reizvolle niedliche Plätzchen gestalten. Es soll auch nicht die Möglichkeit, ja sogar die Notwendigkeit von Platzräumen dieser Art bestritten werden. Doch hier zerstückelt Kollege Bach einen historisch gegebenen Platz, der eben der Zentrale Platz wieder werden soll. An anderer Stelle zieht Kollege Bach gegen die Anwendung historischer Maßstäbe in der Wohnhausbebauung vom Leder, will jedoch an Stelle des Zentralen Platzes mittelalterliche, vorher gar nicht vorhanden gewesene Maßstäbe künstlich schaffen.

Zu den Bemerkungen des Kollegen Bach zum Kulturhaus:

Ich halte solche Behauptungen, es seien Architekturformen des Bremer Rathauses platterweise auf das Kulturhaus übertragen worden und hätten die funktionelle Lösung beeinträchtigt, nicht für eine ‚sachliche Kritik'. Der Standort, die örtlichen Verhältnisse, das Raumprogramm, wirtschaftliche, funktionelle und konstruktive Gründe ergaben eine prinzipielle Lösung, die wiederum zwangsläufig zu eben der vorliegenden Gestaltung führte, ohne daß auf das Bremer Rathaus oder andere historische Vorbilder geschielt wurde. Ich möchte einflechten, daß auf Grund der Herabsetzung der bereitgestellten Summe von mir ein zweites Vorprojekt erarbeitet wurde. Positive Kritik von außen und die Kenntnis der dem Vorentwurf anhaftenden Schwächen auch seitens der Verfasser haben vorhandene Mängel beseitigen helfen.

Schließlich noch einige Bemerkungen zum Grundriß:

Es ist nicht meine persönliche Meinung, sondern ein Wissen aller mit derartigen Aufgaben erfahrenen Fachleute, daß Fenster in einem Saal, dessen wesentliche Funktionen Theater-, Musik- und Lichtspielvorführungen sind, eine Quelle vielfacher Schwierigkeiten und Mängel, z. B. akustischer Art, sind.

M. E. gehört die Frage ‚wozu die Neubrandenburger Frauen 20 Toiletten brauchen' nicht zu einer ernsthaften Architekturdiskussion. Es gibt bekanntlich bauaufsichtliche, arbeitsschutztechnische und vielerlei andere Bestimmungen, mit denen sich ein Architekt herumschlagen muß. Daraus resultiert auch die Anzahl, Größe usw. der sanitären Anlagen. Die Zahl kann sich jedes Schulkind, wenn ihm die Erfahrungswerte, Richtlinien usw. mitgeteilt werden, ausrechnen.

Architekt BDA Dipl.-Ing. Dietrich Zahn

Zur Diskussion über das Opernhaus Leipzig

Bereits im vergangenen Jahre führten wir eine Diskussion über das neue Opernhaus in Leipzig durch. Die weitere Bearbeitung dieses Projektes durch Prof. Kurt Hemmerling und Architekt BDA Kunz Nierade, deren Entwürfe wir in Heft Nr. 4/1955 der Zeitschrift ‚Deutsche Architektur‘ veröffentlichten, löste eine Reihe von Kritiken aus.

Kollege Baumeister Benno Gerull übersandte uns eine Stellungnahme zu verschiedenen technischen und funktionellen Fragen, die wir den Projektanten mit der Bitte übergaben, die dort enthaltenen Hinweise zu überprüfen und gegebenenfalls zu berücksichtigen.

Im Projektierungsbüro für das Opernhaus Leipzig gingen eine Reihe von Zuschriften ein. Die Wochenzeitschrift ‚Sonntag‘ veröffentlichte in Nr. 38 einen Artikel von Dipl.-Architekt Günther Hack, der eine scharfe Kritik des Entwurfes von Prof. Hemmerling und Architekt Kunz Nierade enthält. Der Verfasser des ersten Projektes, Architekt BDA Friedrich Skujin, Ordentliches Mitglied der Deutschen Bauakademie, sandte uns einen Beitrag, den wir nachfolgend abdrucken. Auf Grund dieser Kritiken verfaßte Kollege Nierade eine Erwiderung, die wir anschließend ebenfalls veröffentlichen.

Ferner finden unsere Leser einen Beitrag aus der Feder des Präsidenten des Bundes Deutscher Architekten, Nationalpreisträger Prof. Hanns Hopp. Wir stellen selbstverständlich auch dem Kollegen Hack gern entsprechenden Platz für weitere Beiträge zur Verfügung und bitten auch die anderen Kollegen um ihre Meinungsäußerung.

Fassadengestaltung und Grundrißlösung des neuen Opernhauses in Leipzig

Der in Heft Nr. 4/1955 der Zeitschrift ‚Deutsche Architektur‘ veröffentlichte neue Projektvorschlag für das Opernhaus in Leipzig, dessen Autoren Prof. Kurt Hemmerling und Architekt BDA Kunz Nierade sind, hat in Architektenkreisen große Beachtung gefunden. Das zur Diskussion gestellte Material gestattet es, kritisch Stellung zu nehmen zu der geplanten Einfügung des Gebäudes in die städtebauliche Situation, zum Massenaufbau und zur Gestaltung der Fassaden sowie zur Formgebung, Gruppierung und Verbindung der Haupträume im Hause.

Wie aus der Vogelperspektive und dem Lageplan zu ersehen, wird die städtebauliche Lösung des neuen Opernhauses im Vergleich zum ersten Vorprojekt keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Trotz der Bemühungen der Verfasser, den Grundriß zusammenzudrängen, nimmt die bebaute Fläche immerhin noch einen großen Teil des Geländes zwischen Georgiring und Goethestraße ein. Die Anordnung eines Grünstreifens war nur am Georgiring möglich und hier nur in zu geringer Breite. Als Platzwand hat das Gebäude eine ungenügende Breite, obwohl es immer noch – trotz der Verringerung der Ansichtfronten – auf eine Breitenwirkung abgestimmt ist. Der Massenaufbau zeigt nach dieser Seite eine unentschiedene Tendenz und gibt somit ein wenig charakteristisches Bild: Weder eine vertikale noch eine horizontale Gliederung herrscht bestimmend vor. Das Gebäude wirkt dadurch in seinem Aufbau uninteressant und vermittelt kein künstlerisches Erlebnis.

Will man das ändern, so sollte man dem im Grundriß vorhandenen natürlichen Bestreben der Baumassen nach einer Breitenlagerung entgegenkommen, denn m. E. ist hier eine Breitendimensionierung mehr am Platze als sich für eine vertikale Dominante zu entscheiden. Eine Lösung dieser Art wies das erste Vorprojekt auf, das in Heft Nr. 6/1953 und Heft Nr. 2/1954 der ‚Deutschen Architektur‘ veröffentlicht wurde. Es müßte untersucht werden, ob es nicht möglich ist, zu einer derartigen horizontalen Gestaltung auch bei Verringerung des umbauten Raumes zu kommen; andernfalls sollte man entschieden für eine vertikale Gestaltung eintreten. In der Hauptfassade dieses Projektes brachte auch ein das Theater charakterisierende Element, der Tympanon über dem Säulenportikus, den Haupteingang klar in Erscheinung, während im neuen Vorprojekt die mit Figuren geschmückte Balustrade m. E. nicht die den Eingang betonende Wirkung hat.

Man kann sich auch nicht mit dem zurückgesetzten Aufbau einverstanden erklären, denn er tritt in der Perspektive zu wenig hervor, um eine dominierende Wirkung zu haben und um sowohl nach vorn als auch nach den Seiten voll sichtbar zu werden – übrigens auch eine konstruktive Notwendigkeit, denn sein Aufbau würde eine teure Abfangekonstruktion beanspruchen.

Wesentlich günstiger gestalten sich die städtebaulichen Gegebenheiten am Schwanenteich. Durch den starken Abfall des Geländes und die Konkavwirkung des Schwanenteiches in Verbindung mit dem in dieser Ansicht zur Geltung kommenden Bühnenaufbau entsteht ein ausgesprochen vertikaler Aufbau. Die Gesamtbaumasse dürfte eine gute Ansichtswirkung vom Bahnhof her ergeben.

Wird nun durch die Fassadengestaltung der Charakter eines neuzeitlichen Theaterbaues geprägt? M. E. gibt die von den Autoren rund um das ganze Haus gehende, gleichmäßige Achseneinteilung, durch die gleichsam ein Schleier über den ganzen Bau geworfen ist, nicht den Ausdruck und das Gepräge eines Theaters unserer Tage. Durch das über die Fassade gelegte Raster entsteht eine allseitig zu gleichmäßige Architektur, die dem Gebäude diesen Charakter nimmt. Die Achsenabschnitte sind zu mechanisch in gleicher Art gestaltet. Alle Flächen sind mit großen, gleich breiten und gleichartigen Fenstern versehen unter vollkommener Hinwegsetzung über Funktion und Belichtungsbedürfnisse der dahinter liegenden Räume. Besonders befremdlich ist dieser Umstand am Bühnenhause. Die über die sämtlichen Fassaden gehende gleichmäßige Reihung von gleichgestalteten Elementen nimmt dem Gebäude nicht nur den ihm eigenen Wesensausdruck, sondern ruft auch den Eindruck von Monotonie hervor. Diese Wirkung entsteht auch durch das Fehlen von Kontrasten – dem Gegensatz von aufgelösten zu geschlossenen Wandflächen – in den Fassaden. Alle hervorragenden Theaterbauten, wie etwa Gottfried Sempers Oper, sind uns gute Beispiele dafür. Ein Opernhaus wird – auch in unserer Zeit – immer eine charakteristische Einzelerscheinung bleiben, besonders wenn es mit einer vorhandenen städtebaulichen Situation in Verbindung gebracht wird.

Weiter entspricht auch die Eingangsgestaltung zum Karl-Marx-Platz nicht den Forderungen, die man an einem Theatereingang unserer Zeit stellen muß. Obwohl genügend Türen vorhanden sind, zeigt er nicht den Ausdruck des weit Aufnehmenden und Einladenden. Das Haus erscheint für die Masse der Besucher nicht genügend breit geöffnet. Dieser Eingangsteil mutet eher an wie ein Palastportal mit Vorfahrt, wie wir es in der Feudalzeit finden. Da dieser Eingang auch zur Vorfahrt der mit Wagen eintreffenden Besucher gedacht ist, kreuzt sich dieser verschiedenartige Verkehr. Das Betreten des Theaters für den zu Fuß gehenden Besucher ist sehr erschwert, was zur Folge hat, daß er sich wieder in eine zweitrangige Stellung gedrängt fühlen wird.

Auch die Gruppierung der Räume läßt in mancher Hinsicht zu wünschen übrig. Wohl ist teilweise eine höhere architektonische Anordnung erreicht, jedoch wurde sie nicht durchgehend eingehalten, so daß die Grundrißlösung oft im architektonisch Unzulänglichen steckengeblieben ist. Vor allem erscheint die Lage der Erfrischungsräume an den Fluren zum Theatersaal zu wenig durchdacht und rein zufällig zu sein. Ihnen fehlt die räumliche Verbindung zu einem Raum, der wie der Erfrischungsraum auch in den Pausen benutzt wird, zum Foyer. Beide Räume erfahren dadurch eine gewisse Isolierung; vor allem wird das Foyer nicht genügend in das Theaterleben mit einbezogen, es bleibt seitlich liegen.

Auch in funktioneller Hinsicht ist die Anordnung der Erfrischungsräume an den Theatersaal-Fluren ungünstig. Wie bekannt, strömen die Besucher in den Pausen zuallererst in die Erfrischungsräume. Es ist deswegen eine Stauung des Publikumsverkehrs an dieser Stelle zu erwarten, und der Durchgang zum Foyer würde eine Behinderung erfahren. Dadurch können sich die Besucher in den Räumen, die nur in den Pausen genutzt werden, nur ungleichmäßig verteilen.

Eine wesentliche Verbesserung in der Anordnung der Räume würde sich erreichen lassen, wenn die Haupt-Treppenhäuser zum Parkett seitlich des Theatersaales zu liegen kämen. In den hierdurch frei gewordenen Ecken würden dann gut die Erfrischungsräume Platz finden. An diese müßte man zur notwendigen Absetzung weitere Verbindungsräume zum Foyer anschließen und kann damit ein schönes Ensemble schaffen, in dem die Raumgruppe zu einer großen Enfilade verbunden ist, in dessen Zentrum das Foyer liegt.

Abgesehen von diesen wesentlich in Erscheinung tretenden negativen Punkten des Entwurfes ließen sich gewiß noch in manchen Details Verbesserungsvorschläge finden. Der veröffentlichte Projektvorschlag erlaubt allerdings noch nicht, Einzelheiten zu betrachten – eine Aufgabe, die zweifellos Bedeutung erhält, wenn die endgültige Grundkonzeption feststeht.

Architekt BDA Dipl.-Ing. Friedrich Skujin

Entwurf noch nicht abgeschlossen!

Antwort auf Fragen und Kritiken zum Vorprojekt des Leipziger Opernhauses

Als im Frühjahr dieses Jahres das Vorprojekt für das Opernhaus in Leipzig im Alten Rathaus sechs Wochen ausgestellt war, hat sich ein ganzes Gästebuch mit Stimmen der Kritik aus allen Kreisen der Bevölkerung gefüllt. Außerdem fanden lange Diskussionen mit Laien und Fachleuten in dieser Ausstellung statt.

Die Leipziger Kollegen des Bundes Deutscher Architekten haben sich damals pflichtbewußt und verantwortungsfreudig in großer Zahl zu einer offiziellen Aussprache über das Vorprojekt eingefunden, in der städtebauliche, funktionelle und architektonische Fragen erörtert wurden. Der Generalintendant, der Generalmusikdirektor und der Operndirektor haben mit ihren Künstlern, Technikern und den Mitarbeitern der Verwaltung das Vorprojekt eingehend auf seine Vorzüge und Mängel untersucht. Ein eigenes, aus diesem Kreise gebildetes Kollektiv hat dann die Ergebnisse ihrer Untersuchungen mit den Projektanten und ihren Mitarbeitern weiter durchgesprochen.

Die Architekturbeiräte des Bezirkes und des Ministerrates haben sich ebenfalls sehr kritisch mit dem Vorprojekt befaßt und ihre Empfehlungen gegeben. Wir sahen die Mitglieder des Rates des Bezirkes und des Rates der Stadt bei uns. Mit uns sprachen und berieten nicht zuletzt die namhaftesten Vertreter der Partei und des Staates, der Kultur und der Wissenschaft, große, erfahrene und weitgereiste Künstler der Oper, der bildenden Künste und der Architektur. Dieser Kreis beschränkt sich nicht auf unsere bekannten Persönlichkeiten aus der Deutschen Demokratischen Republik; es ist nicht zu viel gesagt: unsere Arbeit begegnet größtem Interesse auch außerhalb unserer Staatsgrenzen.

Erst vor wenigen Tagen konnten wir mit einem bekannten ungarischen Kollegen ein sehr anregendes Gespräch führen, weil er als Erbauer eines großen Theaters die alten und die neuen Probleme des Theaterbaues sehr gut kennt. Wir haben aber auch vor Professoren und Architekturstudenten aus Weimar und einem sehr kritischen Kreis der Technischen Hochschule in Dresden unsere Arbeit freimütig erörtert. Wir erhielten viele Briefe, lasen Zeitungsartikel über unsere Arbeit und ließen diese nicht einfach im Archiv verschwinden, sondern nahmen sie als Beweis für das große Interesse, das unserer Aufgabe entgegengebracht wird. Wir werden dadurch immer wieder an die große Verantwortung erinnert, die mit dieser Aufgabe verbunden ist.

Mehrfach ist die Verantwortung, die die Projektanten und ihre Mitarbeiter übernommen haben. Sie entspringt aus dem gesellschaftlichen Gepräge unserer Zeit und unseres Landes und stellt eine Verpflichtung dar gegenüber den Wünschen der Werktätigen, die wir in unserem Falle als Liebhaber nicht nur der Oper, sondern auch der Architektur und der bildenden Künste anzusehen haben. Wir sehen sie als eine Verpflichtung gegenüber den Wünschen der Kulturschaffenden, insbesondere aber gegenüber allen, die in diesem Hause arbeiten werden und erwarten, daß wir ihren Leistungen den Rahmen geben, der die Wirkung erhöht und nicht vermindert. Diese Wünsche vertritt unser Auftraggeber.

Auf der anderen Seite bestehen die Verpflichtungen gegenüber den Forderungen des Staates, dem Wahrer nicht nur der in unserem Falle auftretenden besonderen Wünsche, sondern aller Bedürfnisse der Bevölkerung. Er bestimmt Umfang und Grenzen unserer Aufgabe, er erläßt Bestimmungen und Gesetze, die uns binden, er zahlt den Preis und fordert dafür hohe künstlerische Qualität, beste technische Ausstattung, denkbar größte Wirtschaftlichkeit und Einhaltung der festgesetzten Baukosten. Wir haben aber auch eine Verantwortung, die aus der Vergangenheit abzuleiten ist. An der Stelle, wo das neue Opernhaus entstehen wird, stand das alte „Neue Theater", von keinem geringeren erbaut als von Langhans dem Jüngeren. Das fordert zu Vergleichen heraus, die es dem verantwortungsbewußten Architekten nicht leicht machen. Wenn wir aber den ganzen Verantwortungsbereich richtig übersehen wollen, dürfen wir jene Verantwortung nicht außer acht lassen, die in die Zukunft weist. Wir stehen noch mitten im Umbruch des Bauschaffens, das neue Impulse aus neuen gesellschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Überlegungen und Möglichkeiten erhält.

Das Alte und das Neue müssen sich vermählen, um ein echtes Kind unserer Tage zu gebären. Riesen sollten wir sein als Arbeiter an diesem Werk und wähnen uns doch oft als Zwerge. Wer dieses Auf und Ab der Empfindungen und Erwägungen nicht erlebt hat und kennt, kann schlecht ermessen, wie die Arbeit an einem solchen Werk unserer Tage vor sich geht.

Auch das Opernschaffen geht neue Wege, aus denen sich eine zwiespältige Aufgabe ergibt, weil wir nicht nur die neuen Opern erleben wollen, sondern auch die alten. Wir wollen in dem neuen Opernhaus Mozart genauso hören und sehen wie Orff. Das ist nicht neu. Mit dem durch Generationen und Epochen anwachsenden Opernmaterial verschiedenster Gattungen sind die Forderungen im Laufe der Zeit gewachsen, müssen mehr Möglichkeiten für Aufführung und Erlebnis ins Auge gefaßt werden. Hinzu kommt, daß ein Opernbau kein sogenannter reiner Zweckbau ist, wenn wir auch gelegentlich solche Auffassungen zu hören bekommen. Das Opernerlebnis ist nicht nur mit einem musikalischen Genuß und einer Augenweide erschöpft. Es gehört dazu auch das Sichbegrüßen in der Garderobe, das Sichbegegnen und Miteinandersprechen in den Pausen, das Steigen und Herabschreiten auf den Treppen, ja das Sichzeigen und das Bewundern und dann das Wiederaufgenommenwerden in dem festlichen Zuschauerraum, das rasche Verstummen des Publikums und das Stimmen der Instrumente. Alles in allem jene besondere Atmosphäre, die ein Opernhaus ausmacht, die man schon verspürt, wenn man am Tage in die Werkstatt der Opernkünstler tritt, dieses Summen und Klingen, Musizieren und Singen, das das ganze Haus erfüllt und auch die Besucher bei der abendlichen Vorstellung in Bann schlägt. Das war nicht immer so, sondern ist alles mit der Zeit gewachsen. Aber möchten wir es heute missen?

Wie nüchtern ist im Vergleich dazu ein Kinoerleben, im ganzen genommen, wenn der Film auch von höchster Qualität ist. Dadurch, daß es sich beim Film um eine technische Übermittlung des Kunstwerkes und bei der Oper um eine persönliche handelt, ergeben sich verschiedene Formen des Vorführungsablaufes und der Atmosphäre.

Diese Überlegungen zu erwähnen erschien notwendig, weil sich daraus Konsequenzen für die Architektur ergeben.

Wenn wir hier zahlreiche Komponenten aufgeführt haben, die das Opernprojekt bestimmen, sind wir uns klar, daß es deren noch mehr gibt und daß auf sie heute oder später noch eingegangen werden muß. Es ist klar, daß im Zuge der Architekturdiskussion in dem oben gekennzeichneten Verantwortungsbereich die Fragen der architektonischen Haltung oder des Stiles genauso erörtert worden sind, wie dies in den zahlreichen anderen Diskussionen, von denen wir berichteten, der Fall war. Das entbindet uns aber nicht davon, hier diese Frage nochmals anzuschneiden. Es besteht darüber absolute Klarheit, daß wir den Weg der Traditionslosigkeit nicht beschreiten werden. Wir hören sehr oft das Wort Eklektizismus und wissen, daß damit etwas Herabsetzendes gesagt werden soll und daß man damit den Mangel schöpferischen Künstlertums meint, was zum Zurückgreifen auf den Stil anderer Meister oder historischer Stile zwingt. Wir kennen die Argumente vom dynamischen Zeitalter, das im Begriff steht, vom Atomzeitalter abgelöst zu werden, die Argumente vom Auto und vom Flugzeug, von den modernen Ozeandampfern, von den neuen Baustoffen, von der Gewichtsfrage in der modernen Bautechnik und vom modernen Menschen, der im Geiste der Naturwissenschaft und der Technik erzogen, mit dem Aufguß der Antike aus dritter Hand nichts mehr anzufangen weiß. Wir wissen aber auch, daß die Antike von Zeit zu Zeit die Menschen immer wieder einmal ergriffen und begeistert hat und daß sie von den Menschen dieser Epochen jedesmal entsprechend und anders transformiert worden ist.

Wir sind der Meinung, daß unser Kulturschaffen renaissancistische Charakterzüge trägt, und nach dem Baustil des Opernhauses gefragt, würden wir sagen: „Vielleicht ‚Renaissancismus'." Damit soll nur gesagt sein, daß sie in einem ähnlichen Geiste, wie die Renaissance-Architekten, in Anlehnung an die große Architektur der Vergangenheit, ihre eigenen Aufgaben mit schöpferischer Phantasie neuartig gelöst haben. Und wie die deutsche Renaissance wieder eigene Wege im Vergleich zur italienischen Renaissance beschritt, soll auch heute von uns das architektonische Erbe im neuen Geiste verarbeitet werden, und es soll nicht heißen, daß sich vor diesem Hause ein Auto, ein Flugzeug, ein Ozeandampfer oder ein Naturwissenschaftler schämen oder die Haare raufen müßte. Vielleicht? Das hängt von unseren Fähigkeiten und unseren schöpferischen Einfällen ab, die die Meister der Renaissance ebenso haben mußten wie die des Klassizismus. Es wird einleuchten, daß über dieses Thema hier nicht erschöpfend geschrieben werden kann. Aber es erscheint uns als notwendig, den Wurzeln des Eklektizismus einmal genauer nachzuspüren und die alten Definitionen auf ihre Richtigkeit und ihre Wertigkeit zu untersuchen und diese Frage in die allgemeine Diskussion dieser Zeitschrift aufzunehmen.

Eine weitere Frage von allgemeiner Bedeutung gilt der Anwendung des Rasters. Wir sprechen lieber von einer Grundmaßordnung, die bei konsequenter Anwendung im Grundriß und im Aufriß zu einer wohltuenden Einheitlichkeit der Proportion in den Flächen, Körpern und Räumen verhilft, die – richtig angewandt – weder zur Monotonie noch zur Vergewaltigung der Funktion führen darf. Die Gefahr der mechanistischen Anwendung besteht zweifellos insbesondere im Anfangsstadium des Projektierens. Die Grundmaßordnung beseitigt weitgehend für den einzelnen Baufall die Unterschiedlichkeit individueller Meinungen zugunsten der Eingeschworenheit auf ein einheitliches Prinzip und bereitet zugleich den Kummer der gelegentlichen Ungefügigkeit. Der größeren Ordnung zuliebe muß er in Kauf genommen werden und, wenn nicht anders möglich, die Ordnung einmal gesprengt werden, wodurch bei alten Bauten interessante Spannungen erzielt wurden. Soweit das Vorprojekt Mängel dieses Ursprunges enthält, wurden sie bereits erkannt und an ihrer Beseitigung gearbeitet. Wir wissen, daß Monotonie auf Inhaltlosigkeit zurückzuführen ist. Wir sehen aber im Durchhalten eines gleichmäßigen Rhythmus um das ganze Gebäude weniger einen Fehler als vielmehr einen Vorteil, weil die bewußte Betonung des Bühnenteiles als völlig selbständiger Bestandteil des Theaters im Gegensatz zum Zuschauerhaus bisher noch keine befriedigende Lösung gefunden hat trotz der vielen Versuche, die in dieser Richtung unternommen wurden.

Bei den meisten Fällen hat man den Eindruck, daß zwei grundverschiedene Häuser aneinandergebaut sind. Dieses Problem wird bei jedem frei stehenden Theaterneubau heute immer wieder auftauchen.

Für das Leipziger Opernhaus tritt in diesem Zusammenhange noch eine besondere Eigenart in

Erscheinung. Es war schon bei dem Langhansbau so, daß die Schwanenteichseite bei Kennern die größere Beachtung fand.

Gurlitt hebt die glücklichere malerische Erscheinung der Ansicht nach Norden hervor und Jakob Burkhardt schreibt 1877: „Das Theater ist auf eine wirklich ganz wundervolle Weise in ein Stückchen Stadtpark hineingebaut, und zwar unmittelbar über einem tiefgelegenen Laghetto, mitten in Leipzig, einer der stärksten phantastischen Bauaspekte in ganz Deutschland" und schreibt kein Wort von der nach Süden gerichteten Platzwand des Zuschauerhauses. Und Wustmann schreibt 1897 kritisch über den beeinträchtigten Eindruck der Südfassade, lobt aber, daß in der Nordseite kein unerfüllter Wunsch übrigbleibt. Auch die vielen Wettbewerbsarbeiten, die vorausgingen, zeigen alle diese „schöne Hinterseite". Eine ähnliche Situation kennen die Leipziger beim „Gohliser Schlößchen". Auch hier ist durch Park und größere Höhe die Rückfront eindrucksvoller als die heute der Straße, dem früheren Anger, zugewandte Vorderfront. So wird also diese Diskrepanz bei dem Leipziger Opernhaus aus den natürlichen Gegebenheiten heraus unvermeidlich zur Besonderheit, die man hinnehmen muß.

Aus diesem Grunde aber bedarf es am Karl-Marx-Platz allein schon besonderer Zutaten durch einen Portikus und eine wirkungsvolle Parterregestaltung vor dem Hause, die das Aufstellen von Messebauten an dieser Stelle für alle Zukunft ausschließt.

Interessant war für uns, daß sich keine Stimmen erhoben wegen zu geringer Verwendung von Glas, dagegen aber mehrere wegen des Gegenteils. Ein zunehmendes Lichtbedürfnis und die wachsende Freude an künstlichem Licht, die oft geradezu zu einer Lichtverschwendung führt, ist nicht abzustreiten.

Die hellen Straßen ziehen uns in den Abendstunden an. Was in vergangenen Zeiten bei sogenannten Illuminationen noch seltenes Erlebnis war, ist heute in großen Städten zur täglichen Erscheinung geworden. Wir haben schon Freude an hellerleuchteten Fronten der Wohnhäuser. Um so mehr wünschen wir uns bei einem Opernhaus, daß soviel wie möglich von dem festlichen Glanz des Inneren auch auf die Straßen und Plätze herausleuchtet. Das zwingt die Architekten sozusagen zu einer positiven Fassadengestaltung für den Tag und zu einer negativen für die Nacht, aber auch zu einer Festlegung der Öffnungen, die gleichermaßen von außen und von innen erwünscht ist. Wir kennen die Gefahrenquellen. Niemand wird erwarten, daß in einem Vorentwurf alles gelöst ist.



Leipziger Opernhaus, Entwurf von Prof. Kurt Hemmerling und Architekt BDA Kunz Nierade

Zur Frage „Platzwand oder als Denkmal wirkende Baumasse" am Karl-Marx-Platz stimmen wir mit einem Kritiker darin überein, daß dieses noch nicht in voller Konsequenz erreicht ist – jenes war nicht beabsichtigt – und daß wir das Langhaus auch lieber um einen Meter höher gehabt hätten. Das Langhaus mußte aber in der Höhe aus Ersparnisgründen um einen Meter gesenkt werden, was immerhin eine Ersparnis von 5000 cbm umbauten Raumes einbrachte. Man hätte dann die beiden Seitentrakte um eine Achse herausziehen müssen, so daß sich eine Lösung analog der Schwanenteichfront ergeben hätte. Das ließ sich ebenfalls aus finanziellen Gründen nicht bewerkstelligen. Ein entsprechender Vorschlag wurde daher nicht in Erwägung gezogen. Im übrigen beruht die Annahme, daß die Fenster der Langhausansichten ungenützte Räume belichteten auf einem Irrtum des gleichen Kritikers, ebenso die Annahme, daß die Rampen vor der Karl-Marx-Platz-Ansicht dem Autoverkehr dienen sollen. Es sind Auffahrtsrampen für die Rollstühle für Körperbehinderte. Die Autovorfahrt erfolgt auf beiden Seiten des Hauses.

Inzwischen ist natürlich bei der Bearbeitung des Entwurfes das Haus nochmals auf die Funktionen der einzelnen Räume sowohl im Bühnenhaus als auch im bühnentechnischen Teil und im Zuschauerhaus untersucht worden.

Es würde zu weit führen und auch zu früh sein, heute schon über die eingeschlagenen Wege zu berichten, weil die Arbeiten am Entwurf noch gar nicht abgeschlossen sind. Auch gehen die Bemühungen dahin, die Bühnentechnik auf die raffinierteste, aber zugleich knappste Formulierung zu bringen.

Diese Zwischenbilanz kann nicht alle gestellten Fragen im einzelnen beantworten. Auch das Projekt wird diskutiert werden müssen. Nicht alle Wünsche lassen sich erfüllen. Wir haben zur Zeit zu erwägen, was vorzuziehen und was zu vernachlässigen ist. *Architekt BDA Kunz Nierade*

Zur gegenwärtigen Architekturkritik

Es ist oftmals beanstandet worden, daß die Diskussion über unsere Architekturprobleme nicht in Fluß kam. Es sind jetzt, besonders im ‚Sonntag', einige kritische Aufsätze über Einzelprojekte erschienen. Sie können aber nicht als Diskussion gewertet werden, in der die mannigfachen Probleme unserer Architektur nach ihrem Für und Wider untersucht wurden. Sie sind vielmehr ein Rückfall in jene Art der Kritiken, die wir aus der Vergangenheit gewohnt waren, und die überwunden werden müssen. Nämlich solche, in denen der Verfasser subjektive Behauptungen negativer Art aufstellt und glaubt, daß die Tatsache des Gedrucktseins seiner Meinung zugleich eine ausreichende Begründung für sie darstellt und daß er darauf verzichten kann, seine Meinung gewissenhaft und wissenschaftlich zu begründen. Beispiele solcher Kritik im alten Sinne war der Aufsatz des Kollegen Zollna (Sonntag Nr. 29/1955), in der er ohne Begründung behauptete, die Entwürfe für die Hochschule für Körperkultur seien geradezu dilettantisch, oder der Aufsatz des Kollegen Weise (Sonntag Nr. 33/1955) über Magdeburg und zuletzt auch – wenn auch nur zum Teil – die Kritik des Kollegen Hack über den Entwurf des Opernhauses in Leipzig. Es ist unverständlich, wie dieser Kollege, der selbst sich sehr gründlich mit den an ihn gestellten Aufgaben auseinandersetzt, niederschreiben kann, hier sei mit den Problemen nicht gerungen worden, ohne daß er auch nur einen flüchtigen Einblick in den Entwicklungsprozeß dieser Arbeit hat. Es kann immerhin anerkannt werden, daß er sich mit dem Projekt auseinandergesetzt hat und daß er eine Anzahl von Mängeln erkannt hat, die in dem Entwurfsstadium, das seinerzeit in der ‚Deutschen Architektur' veröffentlicht wurde, enthalten war. Diese Mängel sind inzwischen auch von den Bearbeitern erkannt und überwunden worden. Was wir aber in unserer Architekturdiskussion überwinden müssen, das ist der arrogante Ton des Besserwissens, der sooft in der Abfassung dieser Kritiken spürbar wird. Er verhindert, daß solche Kritiken sowohl für den Verfasser wie auch für den Projektanten fruchtbar werden können.

Einen grundsätzlichen Irrtum begeht Kollege Hack in seiner Kritik in den ersten drei von ihm benannten Punkten. Es ist nicht notwendig für ein städtebauliches Ensemble, daß ein Platz von geschlossenen Wänden umgeben ist, daß also in diesem Falle der Karl-Marx-Platz in Leipzig durch das neue Opernhaus eine möglichst ausgedehnte Platzwand erhalten müsse. Es ist vielmehr erwünscht, daß das Grün der Anlage hinter dem Opernhaus auch seitlich bis an den Platz selbst spürbar wird. Dadurch wird die Stellung des Opernhauses innerhalb des großen Zuges des Ringes besser bestimmt und wahrnehmbar, als wenn man aus ihm eine abschließende Platzwand gemacht hätte.

Der große Karl-Marx-Platz gestattet einen Blick auf das Opernhaus von so großer Entfernung, daß eine Überschneidung des zurückgestaffelten Langhauses nicht zu befürchten ist. Das menschliche Auge nimmt auch dann ein Bauwerk in seinen körperlichen Massen wahr, wenn es nicht alle Fronten wie in einer geometrischen Ansicht sehen kann. Es würde im Gegenteil die Massierung an der Vorderfront – wenn also das Langhaus bis an die Front vorgerückt wäre – ungünstiger und unwahrer wirken, weil dadurch der Wertmaßstab der einzelnen Gebäudeteile verunklart würde.

Im dritten Punkt wird die über das ganze Gebäude reichende gleiche Achsenteilung bemängelt. Es wurde von allen beteiligten Gremien immer als ein besonderer Vorzug dieses Entwurfs angesehen, daß im Gegensatz zu früheren Entwürfen jetzt der Unterschied zwischen Zuschauerteil („Kulturpalast") und Bühnenhaus („Kulturfabrik") aufgehoben war und ein einheitliches Gesamtbauwerk von gleichbleibender Qualität in allen Fronten entstanden war. Die architektonische Wahrheit ist nicht so zu verstehen, daß jeder Innenraum seine Besonderheit nach außen erkennbar machen muß. Das Ordnungsprinzip einer das ganze Bauwerk beherrschenden Achsenteilung kann durchaus über solche Einzelheiten hinweggehen, denn in solchem Falle ist das wiederkehrende Maß der konstruktiven Elemente die bedeutungsvollere Wahrheit, die zur Anschauung gebracht werden soll. Es ist also keineswegs, wie Kollege Hack meint, ein falscher und die Wahrheit verhüllender Schleier um das Bauwerk gehängt worden, sondern hier zeigt sich vielmehr der hoffnungsvolle Anfang einer echten Synthese zwischen Konstruktion und Gestalt.

Prof. Hanns Hopp

Professor Dr.-Ing. E.h. Wilhelm Kreis †

Einer der bedeutendsten Architekten Deutschlands nach der Jahrhundertwende, Prof. Wilhelm Kreis, ist am 13. August in Bad Honnef a. Rhein, im 83. Lebensjahr verstorben. Geboren am 17. März 1873 in Eltville a. Rhein, studierte er Architektur an den Technischen Hochschulen in München, Karlsruhe und Braunschweig. Durch unermüdlichen Fleiß übertraf er sehr bald seine Mitstudierenden und errang nach Abschluß des Studiums schon als 22jähriger, im Jahre 1895, mit seinem Entwurf für den Wettbewerb „Völkerschlachtdenkmal Leipzig" die ersten drei Preise, damit führende Architekten wie Bruno Schmitz, Rieth und andere übertreffend. Da Wilhelm Kreis noch zu unbekannt war, wurden die Ausführungsarbeiten Prof. Schmitz übertragen. Als Assistent von Paul Wallot, dem Erbauer des Reichstagsgebäudes und des Sächsischen Landtages, lehrte Wilhelm Kreis an der Dresdner Kunstgewerbeschule (bis 1909). Rastlos schaffend, war er mehrfach siegreich in Architekturkonkurrenzen. Neben Bismarcktürmen, hervorragenden Monumenten und Gedenkstätten – so das Eisenacher Burschenschaftsdenkmal und eine Gedächtnishalle in Stettin (1903) – sind aus dieser ersten Dresdner Periode bekannt: einige Landhäuser in Dresden-Wachwitz, das Dresdener Haus auf der Kunstgewerbeausstellung (1906), der Innenausbau eines der Albrechtsschlösser auf den Elbhöhen am Weißen Hirsch und die Augustusbrücke, jetzige Dimitroffbrücke (1905/08), die dem Dresdner Barockstil meisterhaft angepaßt ist und zu den schönsten Brücken Deutschlands zählt.

Seine Berufung zum Nachfolger von Peter Behrens als Lehrer und Direktor an die Kunstgewerbeschule Düsseldorf brachte ihm neben seiner erfolgreichen Lehrtätigkeit von 1909–1920, an der von ihm gegründeten Architektur-Abteilung, und von 1920–1926 als Professor für Architektur an der Düsseldorfer Kunstakademie die Hochblüte seines Schaffens auf allen Gebieten der Baukunst. Von seinem rastlosen Arbeitsdrang und außerordentlichem Können zeugen aus dieser Zeit Warenhäuser für die Firma Tietz, Knopf, Althoff, Karstadt in Köln, Karlsruhe, Dortmund usw. (1912/14), das Verwaltungsgebäude für die Emschergenossenschaft in Essen a. d. Ruhr, das Rathaus für Herne i. Westf. (1909 bis 1911) und das Kurhaus Bühlerhöhe in Baden-weiler. Meisterhaft ins Stadtbild gebaut, erstand als erstes deutsches Hochhaus das Wilhelm-Marx-Haus in Düsseldorf (1922/24). Auch Industriebauten im Ruhrrevier wurden nach seinen Entwürfen errichtet; u. a. der Kohlenturm der Zeche Hannibal bei Bochum. Seine Wettbewerbspläne für ein neues Rathaus an der Rheinfront in Düsseldorf (1924/25), ein Hochhaus für den Brückenkopf einer neuen Rheinbrücke in Köln und seine Entwürfe für ein Bismarck-Nationaldenkmal bei Bingen am Rhein gelangten nicht zur Ausführung.



Nachdrückliche Erwähnung verdienen aber noch an ausgeführten Bauten das Museum für Vorgeschichte in Halle (1934/14), die Anlagen der Kunstausstellungsgebäude, das Planatarium, das Restaurant „Rheinterrasse", die Rheinhalle und die Gesolei-Ausstellung (1926) in Düsseldorf. Eine große Anzahl von Landhäusern vervollständigt das Bild jenes Bauschaffens. Auch das Schloß Sierstorp in der Eltviller Aue ist sein Werk.

Als Nachfolger von Prof. Bestelmayer und Tessenow kehrte Wilhelm Kreis 1926 nach Dresden zurück und lehrte noch zehn Jahre an der dortigen Kunstakademie auf der Brühlschen Terrasse. Auch in dieser Zeit war es ihm vergönnt, größere Bauvorhaben ausgeführt zu sehen, so in Dresden die Reichsbank, das Hygiene-Museum (1930), und die neue Flügelwegbrücke über die Elbe (1932), ferner den Bahnhof in Meißen (1926), die Kommunalbank Bochum (1928/29) und das Kurhotel in Bad Schwalbach im Taunus (1932). Seine Entwürfe für ein großes Hotel in Leipzig, den Neubau der Reichsbank in Berlin und das Reichsehrenmal bei Berka (1933) wurden nicht ausgeführt. Selbst beteiligt an sehr vielen Architekturwettbewerben war er stets auch bei Entscheidungen derselben ein sehr gesuchter Preisrichter. Seit dem Jahre 1927 leitete er als Präsident den Bund Deutscher Architekten und wurde später zu seinem Ehrenpräsidenten gewählt.

Von 1933–1936 übte er fast nur seine Lehrtätigkeit aus. Als Dozent und Meister hat er es hervorragend verstanden, seine Schüler in Dresden, in Düsseldorf und wieder in Dresden für die Architektur zu begeistern und zu fördern.

Erst im Jahre 1936 zog ihn der damalige Generalbauinspektor zur Mitarbeit an größeren Bauaufgaben für die Neugestaltung Berlins heran. Projekte weitesten Umfanges wurden nun von ihm bearbeitet, u. a. der Erweiterungsbau der Dresdner Oper, die Hochschulstadt an der Heerstraße in Berlin (1938), die neuen Museumsbauten an der Nordseite der begradigten Spree zwischen Schloß Monbijou und Reichstag sowie Pläne für die Gestaltung deutscher Kriegerfriedhöfe. In Dresden entstand der stattliche Bau der Bezirksverwaltung (ehem. „Luftgaukommando").

Das Kriegsende erlebte er dann am Starnberger See bei München, wo er wegen eines Augenleidens auch noch weitere Jahre verblieb. Erst nach seiner Genesung erwachten Taten- und Arbeitsdrang in ihm zu neuem Leben und ermutigten den Künstler, sich einen neuen Wirkungsbereich zu suchen. Er übersiedelte nach Honnef a. Rhein. Ein Bankgebäude für Dortmund ist wohl die größte Aufgabe in dieser Zeit. Sein letztes Projekt, ein Hochhaus-Verwaltungsgebäude am Rochusplatz in Düsseldorf, trieb er noch als 82jähriger der Ausführung zu.

Auf seinem arbeitsreichen Lebensweg verlieh man dem bedeutenden Künstler zahlreiche Auszeichnungen. Die Technische Hochschule Dresden promovierte ihn 1926 zum Dr.-Ing. E. h. Er war Mitglied der Preußischen Akademie der Künste, Inhaber der Goethe-Medaille, des Adlerschildes, des großen Verdienstkreuzes und Ehrenpräsident des BDA. Seine Heimatstadt Eltville hat seine Persönlichkeit durch die Ernennung zum Ehrenbürger gewürdigt. *Architekt Reinhold Mittmann*

Delegationen im In- und Ausland

Westdeutsche Architekten in Moskau

Auf Einladung des Sowjetischen Architektenverbandes fuhren Anfang August d. J. drei westdeutsche Architekten in die Sowjetunion: der Vizepräsident des Bundes Deutscher Architekten der Bundesrepublik, Otto Gühlk, Hamburg, der Stadtbaurat von Hannover, Prof. Hillebrecht, und der Chefredakteur der in München erscheinenden Zeitschrift „Bauen und Wohnen", Architekt Pütz. Die Reise diente dem Studium des Städtebaus und der Architektur in der Sowjetunion. Vor ihrer Abreise aus Berlin nahmen sie eine Besichtigung der großen Bauten des Nationalen Aufbauwerkes in Berlin vor. Besonders beeindruckt waren die Architekten von der Neugestaltung der Staatsoper Unter den Linden und den Bauten der Stalinallee. Der Industrialisierung und der Typisierung des Bauens sowie der Städteplanung der DDR galt ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie erklärten, an einem lebhaften Meinungsaustausch mit den sowjetischen Freunden und den Kollegen der DDR interessiert zu sein.

Studienfahrt tschechoslowakischer Baufachleute durch die DDR

Ende August/Anfang September weilte eine Delegation tschechoslowakischer Professoren, Architekten, Assistenten und Studenten der Architekturfakultäten der Hochschulen in Prag, Brünn und Bratislava unter Leitung von Prof. Dr.-Ing. Emanuel Hruška, des Dekans der Architektur-Fakultät der Technischen Hochschule Bratislava, zu einem 14tägigen Studienaufenthalt in der Deutschen Demokratischen Republik. Der Besuch erfolgte als Erwiderung einer Exkursion von Mitarbeitern und Aspiranten der Deutschen Bauakademie und der Hochschulen Weimar und Dresden durch die ČSR. Durch diesen Austausch von Delegationen soll die Zusammenarbeit der Architekturwissenschaftler und Architekten beider Länder gefestigt werden.

In Berlin besichtigten die tschechslowakischen Kollegen u. a. die Stalinallee, die neue Deutsche Staatsoper und machten sich mit der Struktur und den Aufgaben der Deutschen Bauakademie bekannt. Nach kurzen Reisen nach Stalinstadt und Potsdam führte die Fahrt ins Gebiet der norddeutschen Backsteingotik über Greifswald, Stralsund nach Rostock und Warnemünde und von dort über Magdeburg, Quedlinburg, Weimar, Halle, Leipzig nach Dresden. Überall wurden sowohl die historischen Baudenkmale als auch vor allem die Neubauten besichtigt. Dabei erfolgte in den verschiedenen Städten ein lebhafter Erfahrungsaustausch über Probleme der Stadtplanung, der architektonischen Gestaltung und der Denkmalpflege zwischen den tschechoslowakischen und deutschen Architekten. *Pi.*

Studienreisen in die ČSR

Eine Gruppe von 32 Architekten des BDA unter Führung von Architekt BDA Hellmuth Bräuer, dem Vorsitzenden der Bezirksgruppe Dresden, fuhren am 21. 9. in die ČSR. Die tschechoslowakischen Kollegen hatten für die 14tägige Studienreise ein umfangreiches Programm aufgestellt, um unseren Kollegen einen umfassenden Überblick über das Bauschaffen der letzten 10 Jahre in der ČSR zu geben.

Als weitere Aufgaben des BDA auf dem Gebiete der internationalen Arbeit stehen im Vordergrund die Durchführung von zwei Studienreisen (je 33 Kollegen) in die ČSR und die Vorbereitung einer Tagung des deutsch-französischen Komitees der Architekten und Ingenieure im November d. J.

Ferienaustausch mit Ungarn

Die ungarischen Kollegen, die durch Initiative des Bundessekretariats ihren Urlaub in der DDR verlebten, haben auch die Entwurfsbüros in Erfurt, Magdeburg und Berlin besucht, um sich über den Stand des Baugeschehens zu informieren.

Westdeutsche Architekten in Polen

Auf Einladung des polnischen Architektenverbandes (SARP) reisten führende westdeutsche Architekten am 27. September zu einem 14tägigen Studienaufenthalt von Berlin nach Warschau.

Werner Radig

„Die Siedlungstypen in Deutschland und ihre frühgeschichtlichen Wurzeln“

Veröffentlichung der Deutschen Bauakademie, 183 Seiten Text, 146 Abb., Format 18×24,5 cm. Henschelverlag Berlin 1955. Halbleinen 10,50 DM.

In dem Kommentar zur Herausgabe des Buches wird einleitend gesagt, daß der Verfasser als Siedlungsforscher in anschaulicher allgemeinverständlicher Form die Entstehung der Siedlungen seit der frühesten Zeit der Urgesellschaft in Mitteleuropa untersucht, wie sie u. a. die Ausgrabungen erschlossen haben.

Damit wird zweierlei gesagt:

1. Daß der Inhalt des Buches anschaulich, also mit viel Abbildungen ausgestattet sein soll, was auch in bester Form der Fall ist, und daß Text und Abbildungen allgemein verständlich sein sollen, also sich an einen großen Leserkreis wenden und nicht einschränkend an die Fachleute auf diesem Gebiet. Obwohl Prof. Dr. Radig dieses Buch im Rahmen des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst an der Deutschen Bauakademie, also einer führenden wissenschaftlichen Institution verfaßt hat, kann durchaus vertreten werden, daß solche Institute in ganz bestimmten, das allgemeine Interesse berührenden Aufklärungsarbeiten die populär-wissenschaftliche Form wählen, was Prof. Radig gut gelungen ist.

2. Der Verfasser wird als Siedlungsforscher gekennzeichnet. Das ist wichtig, denn entsprechend der besonderen wissenschaftlichen Fähigkeiten, Erkenntnisse und Erfahrungen eines Frühgeschichtsforschers nimmt in diesem Buch naturgemäß auch die Behandlung der Entstehungsgeschichte unserer Siedlungen einen besonders breiten, ja überwiegenden Raum ein. Ist das falsch? Nein! Jedes Buch wird in mehr oder weniger starkem Ausmaße das besondere Schaffensgebiet einer Verfassers widerspiegeln, selbst wenn der Gesamtrahmen des zu behandelnden Stoffes viel umfangreicher gewählt wurde.

Der Verfasser gliedert den ersten Hauptteil „Die frühgeschichtlichen Wurzeln unserer Siedlungsformen“ in mehrere Kapitel.

In „A. Urgesellschaft der Alt- und Mittelsteinzeit“ gibt er u. a. auf der Grundlage von Ausgrabungsberichten gut bebilderte Aufschlüsse über die für diese Frühzeit anzunehmenden Siedlungsformen der damals vorwiegend als Sammler und Jäger tätigen Menschen. Es werden charakterisiert die Höhlen in Streulage, die Grubenwohnungen, die Freilandstationen als Freiland-Siedlungen mit Windschutzzelten und Herdhütten bis hin zu den aus den Anfängen der Sippenverfassung (der gesellschaftlichen Gentilordnung) resultierenden mittelsteinzeitlichen Siedlungen, z. B. in der Form der Halbkreissiedlung.

In „B. Urgesellschaft in der Jungsteinzeit“ werden bereits die Anfänge von Ackerbau und Viehzucht (einer gehobeneren wirtschaftlichen Ordnung) nachweisbar gemacht. Es entstehen die noch ungeordneten und unorganischen, zufällig gestalteten oder auch allmählich gewachsenen Haufensiedlungen, die Gruppen- und Halbkreisanlagen bis hin zur Rundsiedlung und über bestehende andere Plan- und Systemanlagen zur festen Siedlung mit ersten Anfängen von Befestigungsanlagen. Wenn dabei Ausgrabungen zeigen, daß in einer Siedlung die Häuser mit ihren Längsachsen parallel zueinanderliegen, so sind das Zeichen organisierter Gemeinschaftsbildung. Auch Fluchtburgen auf Höhen mit mehrfacher Umwallung treten auf.

Im Kapitel „C. Die späte Urgesellschaft (frühe Metallzeiten)“ werden, immer wieder durch Ausgrabungsbefunde belegt, die in diesem Zeitraum entstandenen schon klareren Haufen-, Rund-, Platz- und Gruppensiedlungen genauestens geschildert bis hin zu den als befestigte Siedlungen besonders charakteristischen Volksburgen, die ihrerseits teilweise aus keltischen Vorläufern die ersten Anfänge späterer Stadtburgen (z. B. Steinsburg) einleiteten. Die Entwicklung: Wohnung, Siedlung, Burg wird in vielseitigen Zusammenhängen aufgezeigt, letztere auch zurückgreifend auf Burgwalltypen, Wasserburgen u. a. Im Gehöftbau tritt das Dreiseitgehöft auf, im Dorf selbst der Dorfplatz in seiner vielseitigen Aufgabenstellung u. a. m.

Ein geschichtswissenschaftlich und siedlungsmäßig sehr wichtiger Übergangszeitabschnitt bis zum frühen Mittelalter ist in „D. Siedlungen der römischen Sklavenhaltergesellschaft und der Übergangszeit zum Feudalismus in Deutschland (Völkerwanderung bis Karolingerzeit)“ behandelt. Diese Epoche ist für die Entwicklung der deutschen Siedlungsformen insofern nicht zu übergehen, als zwar die Römer nicht in Mittel- und Ostdeutschland Fuß fassen konnten und ihr eiliger Vorstoß bis zur Elbe ohne nennenswerte Siedlungsspuren blieb, aber bei den Kelten und besonders den Westgermanen einen bestimmten Einfluß ausübte.

Im Okkupationsgebiet am Rhein und südlich der Donau trafen die Römer auf keltisch-germanische und rein westgermanische Siedlungen der einheimischen Viehzüchter- und Bauernbevölkerung. Der Verfasser gibt hier an einigen Beispielen Aufschluß darüber, inwieweit sich die Vermengung dieser vorhandenen Siedlungsformen mit den im Anschluß daran oder unabhängig von diesen errichteten Standlagern der Legionen oder mit den sich anschließenden Niederlassungen anderer Art oder den entstehenden rein städtischen Gebilden auf die Weiterentwicklung der deutschen Siedlungsformen, insbesondere auch, auf die spätere Topographie der Städte des frühen Mittelalters ausgewirkt hat, ferner auch, wie sich in den provinzialrömischen Gebieten, die von den Germanen zurückerobert wurden, das Siedlungswesen weiterentwickelte.

Der II. Hauptteil hat als Thema: „Frühes Mittelalter.“ Der Verfasser behandelt hier unter Hinweis auf ähnliche Vorgänge bei den Kelten, Römern und Sorben die Burgen der Germanen als bedeutungsvolle Siedlungstypen, die im Gegensatz zu den offenen dörflichen Siedlungen andere gesellschaftliche Funktionen besitzen auf Grund ihrer Umwallungen mit Palisaden, Gräben und Wehrmauern. Diese Burgen entwickeln sich weiter als Volks-, Wohn- und Fluchtburgen in der Form der Rechteck- und Ringburgen bis hin zu den Burgen als Stützpunkte der Franken gegen die Niedersachsen und später als Burgen Heinrichs I. zur Abwehr der Ungarn. Schließlich wird gekennzeichnet aus der Entwicklung des Burgenbaues heraus und aus der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen Burg und sich bildender Ansiedlung das spätere gemeinsame Zusammenwachsen zur Stadt.

Von Wichtigkeit ist der III. Hauptteil: „Mittelalter: Zeitalter des Feudalismus.“ Hier werden in zwei großen Abschnitten die ländlichen und die städtischen Siedlungstypen in Deutschland behandelt, wie sie sich in dieser Zeit herauskristallisierten. Hierbei geht der Verfasser auf vielseitig Bekanntes ein, jedoch unter sehr detaillierter Schilderung einzelner siedlungsgeschichtlicher Entwicklungsvorgänge.

Im ersten Teilabschnitt „Die ländlichen Siedlungstypen in Deutschland“ werden die wichtigsten ländlichen Siedlungen dargestellt und beschrieben, die wir heute noch zum großen Teil in der Landschaft besitzen. Es geschieht das auch unter dem Gesichtspunkt, daß man, um das Neue und Gegenwärtige verstehen und gestalten zu können, vorher den Blick auf das Alte richten muß, besonders auch in die ungetrübten und nicht durch Umänderungen verwischten Bauquellen des Mittelalters einschließlich der Erkenntnisse, die man durch die Flurbilder und die alten Dorf- und Ortsformen erhält.

Hier werden, immer ergänzt durch Abbildungen, eingehend und unter vielseitigen Gesichtspunkten besprochen als ältere Dorfformen: das Haufendorf (westlich der Saale keltisch-germanisch, östlich der Saale slawisch), der Einzelhof (im Westen und Osten Deutschlands, deutsch), Weiler und Rundweiler (in der Mitte und im Osten Deutschlands, slawisch), der Gutsweiler, der Werkweiler u. a.; ferner als Übergangsformen: das Gassendorf und Sackgassendorf (slawisch-frühdeutsch), das Zeilendorf (slawisch-frühdeutsch), das Rundplatzdorf (deutsch) und schließlich die jüngeren deutschen Dorfformen als Angerdorf, Straßenangerdorf, Straßendorf, Reihen- und Waldhufendorf, Gelängeflur, das Marschhufendorf, die Streusiedlung, die Plandorfsiedlung (z. B. in friderizianischer Zeit) bis hin zur neuzeitlichen Siedlung der Bodenreform und der LPG.

Bemerkenswert bei diesen Ausführungen ist nicht nur der dadurch gekennzeichnete Reichtum wohlgefügter Siedlungstypen aus dieser Zeit, die sich infolge ähnlich bleibender landwirtschaftlicher Produktionsverhältnisse über viele Jahrhunderte hinweg fast gleichblieben, sondern auch der Einfluß der gesellschaftlichen und Produktionsverhältnisse auf die regional verschiedenartige Baugestaltung dieser Dörfer.

Im letzten, aber sehr wichtigen Abschnitt „Die städtischen Siedlungstypen in Deutschland“ wird zunächst darauf hingewiesen, daß es unumgänglich notwendig ist, sich beim Anblick unserer zerstörten Städte ihr altes geschichtlich gewordenes Antlitz vor Augen zu führen, denn das Siedlungsbild ist in der Heimatvorstellung ihrer Bewohner verankert.

Die erste Aufgabe ist dabei überall, den Stadtplan und alle seine greifbaren Vorgänger zur Hand zu nehmen und damit die Entwicklung einer Stadt als Siedlungsgebilde zu erforschen, das aus den gesellschaftlichen Situationen der Vergangenheit heraus entweder langsam gewachsen oder in einem Zuge planmäßig gegründet wurde.

Hier zeigt es sich, daß die in diesem Buch ausführlich behandelten einfachsten Siedlungstypen, die im Rahmen der Frühgeschichtsforschung klargelegt wurden, in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte bis zur modernen Stadt und jedem neuen Dorf hin von jedem Städtebauer und jedem Dorfplaner gekannt sein müssen.

Das betrifft vor allen Dingen den alten Kern der Städte, also die Stadtkernforschung als Ausgangspunkt für die Entwicklungsgeschichte unserer Städte.

Der Verfasser erwähnt die keltisch-germanischen Vorläufer unserer Städte, dann die Städte mit römischer Vorbesiedlung (z. B. Regensburg, Augsburg, Köln, Mainz, Trier), die Städte in Dorfgestalt (z. B. Höxter, Soest, Zeulenroda), die Städte als Nachfolger von Handelsstützpunkten und Klöstern (Magdeburg, Karl-Marx-Stadt), die Burgstädte (z. B. Braunschweig, Wurzen, Bautzen, Leipzig, Dresden, Berlin), die Barockstädte, schließlich die Städte ohne frühgeschichtlichen Kern (z. B. Neubrandenburg, Rostock, Wismar).

Es ist wieder ein weitgespannter zeitlicher Rahmen, in dem auch diese zusammenfassende Überschau über die städtischen Siedlungstypen gestellt wurde. Mit seinen über 50 Abbildungen bringt dieser Abschnitt wesentliche Aufschlüsse über entscheidende Gestaltungsvorgänge des Städtebaues früherer Jahrhunderte und eine für den Städtebauer sehr beachtliche Systematik der Stadttypen.

So gibt dieses Buch einen Umriß, einen Gesamtüberblick von dem heutigen Forschungs- und Wissensstand (Stand und Aufgaben) über die Siedlungstypen in Deutschland. Dabei wurde versucht zu zeigen, was hemmend und was fördernd für die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung in den Siedlungstypen hervortrat.

Es wird abschließend darauf hingewiesen, daß diese Art der Forschung verbreitert und in Einzeluntersuchungen vertieft werden muß.

Prof. Dr.-Ing. Bergmann

Aus dem Hoch- und Fachschulwesen

Technische Hochschule Dresden

Beauftragung

Dipl.-Ing. Walter Dieterich wurde ab 1. September 1954 mit der Wahrnehmung einer Professur mit vollem Lehrauftrag für das Fach Konstruktiver Ingenieurbau am Industrie-Institut beauftragt.
Dipl.-Ing. Dieterich (geb. 1895) studierte an der Technischen Hochschule Braunschweig Bauingenieurwesen. Nach kurzer Tätigkeit im Staatlichen Kanal-Bauamt war er etwa vier Jahre als Statiker und Konstrukteur in einem großen Beton-Bauunternehmen und ab 1931 als Auslands-Chefingenieur der MIAG und später als Inhaber eines eigenen Technischen Büros in Syrien tätig. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1940 arbeitete er mehrere Jahre auf dem Gebiete des Stahlsaitenbeton-Schiffbaus. Von 1945 an war Dipl.-Ing. Dieterich auf den Spezialgebieten des Brücken- und Wohnungsbaus als Statiker, Konstrukteur und Oberingenieur tätig. Zuletzt hatte er im Entwurfsbüro für Hoch- und Industriebau Stralsund des Ministeriums für Aufbau die Leitung der Gütekontrolle inne.

*

Dipl.-Ing. Rolf Göpfert wurde am 1. Juli gemäß Beschluß der Fakultät für Bauwesen mit der Wahrnehmung einer Professur mit Lehrstuhl für Entwerfen von Hochbauten und Gebäudelehre an der Fakultät für Bauwesen der TH Dresden beauftragt. Damit wurde der seit 1953 mit der Emeritierung von Prof. Ochs verwaiste Lehrstuhl wieder besetzt.
Dipl.-Ing. Göpfert studierte an den Technischen Hochschulen Dresden und Aachen und war dann auf verschiedenen Gebieten seines Berufes tätig, wo er umfassende Erfahrungen sammeln konnte. Ein Ausdruck der Anerkennung seiner Arbeiten aus dieser Zeit waren die Berufungen zum Berater der „Sächsischen Bauernsiedlung, Dresden", zum Referenten für Fragen der Bauernsiedlung beim Sächsischen Ministerium des Innern und zum Vertrauensarchitekten des Sächsischen Landesamtes. Nach dem zweiten Weltkrieg 1949 erhielt er einen Ruf an das Institut für Bauwesen der Deutschen Akademie der Wissenschaften, wo er Leiter der Abteilung Arbeitsstätten wurde. Mit Gründung der Deutschen Bauakademie wurden ihm von dieser verschiedene Aufgaben beim Sofortprogramm Frankfurt/Oder, bei Projekten, wie dem Hochhausensemble Weberwiese und der Gestaltung des Strausberger Platzes übertragen.

Ernennung

Mit Wirkung vom 1. Juli 1955 wurde Prof. Werner Bauch laut Beschluß des Rektors und Senats der Technischen Hochschule Dresden zum Prof. mit Lehrstuhl für Landschafts- und Gartengestaltung und Ingenieurbiologie ernannt.
Prof. Bauch hat sich nach dem Verlassen der Oberschule 1919 in langjähriger Tätigkeit von Grund auf mit seinem Fach vertraut gemacht. Nach seiner Ausbildung an der Staatlichen Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Pillnitz, einem Ergänzungsstudium an der Technischen Hochschule Stuttgart und vielseitiger Entwurfs- und Gestaltungstätigkeit an vielen Orten Deutschlands widmete er sich freiberuflichem Schaffen. Durch erfolgreiche Arbeiten bekannt geworden, blieb die Übertragung größerer Aufgaben nicht aus. Als Landschaftsgestalter wurde er mit der Betreuung der Autobahnen Westsachsens, der sächsischen Straßen, der Elbe bis zur nördlichen Grenze Sachsens und anderem betraut. Nach dem Kriege hat er sich besonders als Leiter der Arbeitsgruppe „Landschaftsgestaltung" der Deutschen Bauakademie beim Forschungsauftrag „Landschaftsdiagnose" im Bereich Sachsen verdient gemacht. 1951 erhielt er beim Wettbewerb zur Umgestaltung des Dresdner Großen Gartens in einen Kulturpark den I. Preis. In Anerkennung seiner Arbeiten wurde er 1952 zum Professor mit Lehrauftrag an der Fakultät für Bauwesen der Technischen Hochschule Dresden ernannt und in den Vorstand des Bundes Deutscher Architekten berufen. Seit 1953 ist er ständiger Mitarbeiter der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften.

Fr.

Fachschul-Fernstudium für Holzingenieure

Die Fachschule für Holztechnologie Dresden beabsichtigt, am 2. 1. 1956 mit dem Fachschul-Fernstudium zu beginnen. Durch diese Maßnahme wird es möglich sein, einen großen Interessentenkreis zum Holzingenieur auszubilden.
Die Ausbildung zum Holzingenieur folgt in 3 Fachrichtungen: 1. Technologie der Rohholzverarbeitung mit den wichtigsten Industriezweigen wie Sägewerke, Sperrholz-Furnier- und Imprägnierwerke. 2. Technologie der Schicht- und Faserbaustoffe. 3. Technologie der Holzbearbeitung mit den wichtigsten Industriezweigen wie Kastenmöbelindustrie, Sitzmöbelindustrie und Bauelemente einschließlich industriell gefertigter Zweckbauten. Die Ausbildungsdauer beträgt fünf Jahre.

Zeitschriftenspiegel

„Möbel und Wohnraum", Fachzeitschrift für Möbel und Bautischler in Industrie und Handwerk

Heft 8, 9. Jahrgang, 36 Seiten, DIN A 4, Erscheinungsweise monatlich. Verlag „Die Wirtschaft", Berlin. Einzelheft 1,25 DM.

Die im 9. Jahrgang erscheinende Zeitschrift hat sich die Aufgabe gestellt, alle Fragen zum Thema „Möbel und Wohnraum" sowohl in technischer als auch in künstlerischer Hinsicht in ihren Spalten zu diskutieren. Der Inhalt der letzten Hefte, für die das vorliegende Heft Nr. 8 einen Querschnitt gibt, bietet einen guten Überblick über den derzeitigen Stand unserer Möbelentwicklung. Neben einer Reihe von gut redigierten Fachartikeln sind es auch Diskussionsbeiträge der Leser, durch die die Zeitschrift versucht, auf dem Wege der Aufdeckung entstehender Widersprüche den richtigen Weg zu finden. Auch die Randgebiete der Tischlerei, wie z. B. die Holzbildhauerei und ähnliche Handwerke, kommen in der Zeitschrift zur Sprache.

Das vorliegende Heft 8 erscheint uns insofern besonders bemerkenswert, als der Frage der künstlerischen Gestaltung des Möbels große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Der Leitartikel „Dem Formalismus keine Hintertür" setzt sich mit dem heutigen Stand der Diskussion über Formalismus und Realismus in der Innenarchitektur auseinander. Er zeigt uns kurz den bereits zurückgelegten Weg der Möbelgestaltung seit 1945 auf und warnt vor reiner Nachahmung unserer künstlerischen Tradition.

R. Großmann nimmt zum Thema „Die Verbesserung der Form unserer Sitzmöbel" Stellung und macht wertvolle Vorschläge. In einem weiteren Aufsatz „Läßt sich das Anbaumöbel künstlerisch gestalten?" stellt Gerhard Hillnhagen zwei Hauptfragen: 1. Gehört das Anbaumöbel in die Wohnungen unserer Werktätigen? und 2. Entsprechen die Garniturmöbel unseren Wohnbedürfnissen? Der Verfasser beweist überzeugend die Unmöglichkeit einer wirklich befriedigenden Gestaltung der Anbauelemente in einem Wohnraum und betont dagegen die guten Gestaltungsmöglichkeiten eingebauter Möbel. Auch seine Ausführungen über die Garniturmöbel, die in keinem Verhältnis zu unseren wirklichen Wohnbedürfnissen stehen, sind gut durchdacht. Seine Schlußfolgerung aber, das Einzelmöbel entspreche den wahren Bedürfnissen unserer Werktätigen, läßt noch die letzte Konsequenz offen. Das Einzelmöbel wird zwar ebenfalls unbedingt gebraucht, jedoch die notwendigere Forderung lautet: Eingebaute Schränke bzw. Schrankwände. Man kann sagen: Was der Küche recht ist, ist dem Wohnraum billig. Das industrielle Bauen ist ein Ausdruck unserer neuen Gesellschaftsordnung; in seiner logischen Schlußfolgerung bedingt dieses Bauen eingebaute Schränke. Die Einsparung von an anderen Stellen notwendiger gebrauchtem Holz wäre damit gegeben. Und kein Werktätiger, der eine Wohnung mit eingebauten Schränken oder Schrankwänden bewohnt, würde je auf den Gedanken kommen, Anbaumöbel zu kaufen. Jetzt freilich dient dieses noch als Notlösung.

Weitere Artikel machen uns mit einigen technischen Verbesserungen unserer Industrie, dem Möbelbau in den USA und dem Zell-PVC, einem neuen, bereits erprobten, aber leider kaum verwerteten Material zur Möbelherstellung bekannt. – In einem Aufsatz: „Laßt das alte und schöne Holzbildhauerhandwerk nicht aussterben" wird gefordert, diesem Handwerk mehr Beachtung zu schenken.

Aus weiteren Berichten und Notizen geht hervor, mit welchem Ernst alle Möbelschaffenden und Architekten an der Gestaltung des Möbels unserer Zeit arbeiten, daß also an ein Abreißen der Diskussion dieser alle so brennend interessierenden Fragen bis zur Klärung des Problems kaum zu denken ist.

Nun zur Frage der Bebilderung der Zeitschrift. Höchst unbefriedigende Möbelaufstellungen zeigen die Fotos der Möbelgarnituren. Hier kann man nur von einer lieblosen Möbelaufreihung sprechen, aber leider nicht von Raumgestaltung. Solche Fotos sollten Anregung für unsere Werktätigen geben, ihre eigene Wohnung ebenso oder ähnlich einzurichten. Sie zeigen aber bedauerlicherweise nur, wie man es nicht machen soll. So sieht man z. B., daß die Stellung der Schreibtische nicht zum Lichteinfall orientiert ist und somit der Schreibende mit dem Rücken zum Fenster sitzen muß. Den Bildern nach zu urteilen, scheinen Raumgestaltung und Möbelgestaltung nebeneinanderher zu arbeiten, aber leider nicht miteinander.

Ein Wort zur äußeren Gestaltung des Titelblattes:

Man möchte glauben, einen Möbelkatalog alten Stils vor sich zu haben. Der Umschlag entspricht weder in der grafischen Gestaltung noch in seinem Material dem z. T. recht guten Inhalt dieser Zeitschrift und dem Stand der Möbelproduktion überhaupt.

Dipl.-Ing. G. Blume

Berichtigung

Bei der im Zeitschriftenspiegel von Heft 4/55 veröffentlichten Besprechung handelt es sich um die „Deutsche Bauzeitschrift" und nicht, wie wir irrtümlich schrieben, um die „Deutsche Bauzeitung".

Gesamtdeutsches Architektengespräch in München

Während der internationalen Schau „Ernährung und Wohnkultur" in München (16. 9. bis 2. 10. 1955), auf der auch die Deutsche Demokratische Republik in zwei Ständen Möbelgestaltungen zeigte, fanden sich Architekten aus der Bundesrepublik und der DDR zu einem gesamtdeutschen Gespräch zusammen. Das außerordentliche Interesse, das die Ausstellungsgegenstände der DDR bei den Fachleuten und der Bevölkerung fanden, hatte Prof. Paulick als Vertreter der Architekten unserer Republik in Verbindung mit der Direktion des Vereins „Ausstellungspark München e. V." veranlaßt, entsprechend eines vielfach geäußerten Wunsches westdeutsche Fachkollegen zu einer Aussprache am 30. September in den Räumen der Ausstellung einzuladen. Die Redaktionen der Zeitschriften „Bauen und Wohnen" und „Deutsche Architektur" hatten dazu beigetragen, diese Veranstaltung vorzubereiten, die besonders von namhaften Vertretern der Münchner Architektenkreise gut besucht war.

Nach einer Begrüßung durch den technischen Direktor der Ausstellung ergriff Prof. Paulick das Wort zu einem Vortrag, in dem er einen umfassenden Überblick über den gegenwärtigen Stand der Möbelentwicklung und -produktion in der DDR gab. Er legte dar, daß es sich bei den gezeigten Möbeln um keine zufälligen individuellen Entwürfe handele, sondern um Typen, die wohl von verschiedenen Autoren stammen, aber planmäßig gestaltet wurden. Weiter erläuterte er die konsequente Zielsetzung unserer Planung, sowie die Typisierung im Möbelbau und zeigte ihre Auswirkung auf die Industrialisierung. Einer Forderung von Prof. Walter Gropius – der „Entwicklung einer unfehlbaren Technik" – stellte Prof. Paulick das ökonomische Grundgesetz gegenüber, das von den Bauschaffenden die Anwendung der fortschrittlichen Wissenschaft und Ausnutzung der höchstentwickelten Technik im Interesse der Befriedigung der wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse der Werktätigen verlangt. Diesen Grundsätzen entsprechend verbiete sich auch die Verwendung von Anbaumöbeln. Anschließend erörterte der Referent noch einige Grundfragen des Wohnungsbaus und der Städteplanung.

Im zweiten Teil seiner Ausführungen erläuterte Prof. Paulick an Hand eines reichen Bildmaterials den Wiederaufbau der Deutschen Staatsoper in Berlin. Wie groß das Interesse daran war, ging daraus hervor, daß bereits während seines Vortrages spontan Fragen aus dem Hörerkreis gestellt wurden und sich am Schluß eine rege Diskussion entwickelte. Außerdem erschienen in der Münchner Presse ausführliche Berichte.

Die Aussprache, die von Chefredakteur Friedrich Pütz geleitet wurde, eröffnete Prof. Döllgast, der Vorsitzende des Bundes Deutscher Architekten in Bayern. Er betonte die Bedeutung der Darlegung für den Wiederaufbau der Münchner Theaterbauten, bei denen die Probleme ähnlich wie in Berlin lägen. In seinem Diskussionsbeitrag ging Chefredakteur Friedrich Pütz auf seine Reise in die Sowjetunion ein, von deren Erlebnissen er stark beeindruckt war. Während ihm die Architektur der Staatsoper gut gefallen habe, könne er den Ausführungen des Prof. Paulick über die Möbelgestaltung nicht zustimmen. Weiter ergriffen das Wort die Vertreterin des Werkbundes, Frau Architekt Dortschy, und Regierungsbaumeister Harbers, der den Wunsch zum Ausdruck brachte, innerhalb Deutschlands alle künstlichen Grenzen fallenzulassen und den Weg für ein gemeinsames Schaffen frei zu machen.

Lebhaftes Interesse und Beifall fanden die Ausführungen von Prof. Magritz, der zunächst auf gute Beispiele Münchner Bauschaffens, wie die Bauten von Architekt Wiedemann, einging und dann zu dem neuerstandenen Residenztheaterbau und den Neubauten von Prof. Sepp Ruff kritisch Stellung nahm. Auch in der Innenarchitektur offenbare sich in Westdeutschland der Widerstreit zwischen den realistischen Tendenzen, wie sie in den Schöpfungen der „Vereinigten Werkstätten" zum Ausdruck kommen, und der formalistischen Richtung, die in ausgeprägter Weise „Form im Raum" vertrete.

Nachdem als letzter Redner Architekt Wiegand seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß uns nur eine offene Aussprache weiterbringen könne, beantwortete Prof. Paulick noch eine Reihe an ihn gestellter Fragen. Chefredakteur Pütz sprach ihm darauf im Namen der Anwesenden den Dank aus und schloß die Veranstaltung, indem er den allgemeinen Wunsch auf baldige Fortsetzung dieses fruchtbaren gesamtdeutschen Gespräches zum Ausdruck brachte. *Architekt Franz Winzer*

